Griechische Prosaiker

in

neuen Uebersetzungen.

Herausgegeben

von

C. N. v. Osiander, Prälaten zu Stuttgart,

und

G. Schwab, Ober-Consistorial- und Studienrath zu Stuttgart.

Zweihundertsechsundsechzigstes Bändchen.

Stuttgart,
Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.
1856.

Plutarch's
Werke.

Vierunddreißigstes Bändchen.

II.

Moralische Schriften.

Fünfzehntes Bändchen,

übersetzt

von

Dr. H. Reichardt.

Stuttgart,

Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung.

1856.

Tischreden.

Erstes Buch.

Vorrede.

Lieber Sossius Senekio! Einige behaupten, das Sprüchwort: „Ich hasse einen Zechgenossen, der sich Alles merkt,“ *) beziehe sich auf die Trinkmeister, welche sich bei Trinkgelagen gewöhnlich grob und ungezogen finden lassen, wie denn auch die Dorier auf Sicilien, wie man weiß, den Trinkmeister „Mnamon“ nannten. Andere dagegen meinen, das Sprüchwort verlange Vergessenheit für das, was beim Trinkgelage gesprochen und gethan werde; deßhalb schreibt auch die althergebrachte Ueberlieferung dem Dionysus die Vergessenheit und den Stab als Attribute zu, um damit anzudeuten, daß Versehen beim Weine entweder ganz übersehen werden sollen, oder höchstens eine leichte Rüge, wie bei Kindern, verdienen. Da aber auch du der Meinung bist, daß allerdings, wie Euripides meint,

---

*) In Rücksicht auf die unmittelbar folgende Notiz über die dorische Bedeutung von *Μνάμων* übersetzen Andere: „der vorschreiben will.“

das Vergessen des Unanständigen klug sei, daß man aber, wenn man überhaupt Alles, was beim Weine vorgeht, der Vergessenheit anheimfallen lassen wollte, nicht nur die dem Tische zugeschriebene Eigenschaft, Freundschaften zu stiften, sondern auch den Vorgang der berühmtesten Philosophen gegen sich haben würde, wie z. B. des Plato, Xenophon, Aristoteles, Speusippus, Epikurus, Prytanis, Hieronymus und des Akademikers Dion, welche es der Mühe werth gehalten haben, die beim Trunke gehaltenen Reden aufzuzeichnen, und da du demgemäß der Meinung warst, ich solle von dem, was hie und da unter Euch in Rom, oder unter uns in Hellas bei Tisch und Becher *) Wissenswürdiges verhandelt worden ist, das Passende zusammenstellen; so habe ich mich daran gemacht, und schicke dir vorerst drei Bücher davon, deren jedes zehn Fragen enthält; wenn du diese der Musen und des Dionysus nicht ganz unwürdig findest, so werde ich die übrigen in Bälde schicken.

Erste Frage:

Darf man bei'm Trinkgelage über Philosophie sprechen?

1. In allererste Reihe habe ich die Frage wegen philosophischer Unterhaltung beim Trunke gestellt. Du erinnerst dich nämlich, daß einmal in Athen nach einem Gastmahl **) die Frage erörtert wurde, ob man philosophische Unterhaltungen beim Wein für passend halte, und wenn, welches Maß dabei einzuhalten sei, und daß Aristo, der

*) D. h. bei Gastmählern und Trinkgelagen: bei der eigentlichen Mahlzeit wurde gar nicht getrunken, vrgl. **VIII**, 9, 3.

**) Also bei einem Trinkgelage, welches gewöhnlich nach der Mahlzeit gehalten wurde.

dabei war, rief: Um's Himmels willen, sollte es denn Leute geben, welche den Philosophen beim Weine keinen Platz vergönnen? worauf ich erwiderte: aber, lieber Freund, gibt es denn nicht Solche, welche scheinbar im höchsten Ernst behaupten, die Philosophie dürfe, gleich einer Hausfrau, beim Weine sich nicht hören lassen, und die Perser thun ganz recht daran, daß sie nicht in Gesellschaft ihrer Frauen, sondern mit ihren Kebsweibern trinken und tanzen. Und dieß zu thun verlangen sie auch von uns, daß wir nämlich zu unseren Trinkgelagen die Musik und die Schauspielkunst zulassen, die Philosophie aber in Ruhe lassen, weil sie nicht dazu gemacht sei, mit uns zu scherzen, und wir bei solcher Gelegenheit zu ernsthafter Beschäftigung nicht aufgelegt seien; wie denn selbst der Redner Isokrates, als man ihn zum Sprechen beim Weine aufforderte, sich zu nichts Weiterem herbeigelassen habe, als zu den Worten: „Was ich verstehe, paßt nicht hieher, und was hieher paßt, das verstehe ich nicht."

2. Da rief Krato: Wahrhaftig, er hat wohl daran gethan, das Sprechen abzulehnen, denn er würde solche künstliche Sätze vorgebracht haben, welche die Chariten von dem Mahle verscheucht hätten. Es ist aber meines Bedünkens nicht einerlei, ob man einen Redekünstler oder einen Philosophen vom Gelage ausschließt. Vielmehr hat es mit der Philosophie eine ganz andere Bewandtniß; diese darf, da sie die Kunst des Lebens ist, bei keiner Unterhaltung und bei keiner Lustbarkeit, wenn sie unterhaltend werden soll, fehlen, sondern muß jedesmal dabei sein, um Maß und Ordnung anzubringen. Denn ebenso gut könnten wir dann glauben, auch die Ehrbarkeit und die Gerechtigkeit, unter dem Vorwand, daß sie zu ernst seien, vom Gelage ausschließen zu müssen. Ja, wenn wir in der Weise, wie Diejenigen, welche den Orestes bewirtheten, etwa in der Thesmotheten-

halle *) essen und trinken müßten, so wäre dieß kein übles Mittel, unsere Unwissenheit zu verbergen; wenn aber Dionysus überhaupt ein Sorgenlöser und Befreier ist, und insbesondere der Zunge die Zügel löst und der Stimme die größte Freiheit gestattet, so halte ich es für thöricht und sinnlos, einer so günstigen Gelegenheit zum Reden den besten Unterhaltungsstoff zu entziehen, und während in den Schulen die Erfordernisse der Trinkgelage, die Eigenschaften des Trinkers und das Verhalten beim Weintrinken erörtert werden, die Philosophie gerade von den Trinkgelagen auszuschließen, als ob sie nicht im Stande wäre, das, was sie in Worten lehrt, mit der That zu bekräftigen.

3. Hierauf bemerktest du, es brauche zwar keiner Entgegnung auf die Rede des Krato, aber man müsse noch über das Maß und die Beschaffenheit der philosophischen Unterhaltung beim Trinkgelage sich besprechen, um nicht jenem witzigen Spotte über streitsüchtige Sophisten zu verfallen (Homer Il. II, 381),

Gehet denn nun zum Mahle, damit wir rüsten den Angriff!

Wie du mich dann zum Sprechen auffordertest, erklärte ich, man müsse vor Allem darauf achten, wer die Theilnehmer seien. Denn wenn die Trinkgesellschaft der Mehrzahl nach aus Gelehrten besteht, wie z. B. das Gastmahl des Agatho **) aus Männern, wie Sokrates, Phädrus, Pausanias und Eryximachus, oder das des Kallias, ***) welchem Männer, wie Charmides, Antisthenes, Hermogenes und Andere von der Art anwohnten, so können wir diesen die philosophische Unterhaltung gestatten, und daß sie den Dionysus ebenso wie mit

*) D. h. stillschweigend.

**) Von Platon beschrieben.

***) Von Xenophon beschrieben.

den Nymphen *) auch mit den Musen mischen. Denn die Ersteren machen ihn nur für den Körper mild und behaglich, die Letzteren aber führen auch der Seele wahrhafte Wonne und den Freudengeber**) zu. Wenn dann auch einige Ungelehrte in der Gesellschaft sind, so werdensie, von der Mehrzahl der Gebildeten in die Mitte genommen, wie lautlose Buchstaben von Selbstlautern, doch einigermaßen verständliche Eindrücke auf das Ohr und den Verstand erhalten. Wenn dagege solche Leute die Mehrzahl bilden, welche die Stimme eines beliebien Vogels, oder irgend eines Saiten- oder Blasinstrumentes lieber bren, als die Stimme des Philosophen, dann ist das Beispiel des Pistratus anwendbar. Denn als er einmal mit seinen Söhnen aus irend einem Anlaß uneins war, und merkte, daß seine Feinde sich daber freuen, berief er eine Volksversammlung und erklärte, er habe ine Söhne zu seiner eigenen Ansicht zu bekehren gesucht; da sie abenicht dazu zu bringen seien, so werde er jetzt ihnen zustimmen und z Willen sein. So wird auch ein Philosoph unter Zechbrüder, welche für seine Unterhaltung keinen Sinn haben, den Ton ändernund sich nach ihnen richten, und an ihrer Art von Unterhaltung eschmack finden, sofern sie nicht die Schranken des Anstands überscitet, und bedenken, daß zwar die Menschen sich nur durch das Spren als Redner zeigen, wohl aber auch unter Schweigen und Schen, und so Gott will, unter gegenseitigen Neckereien Philosophie iben können. Denn es ist nicht nur das größte Unrecht, wie Platogt, gerecht scheinen zu wollen, ohne es zu sein, sondern es beweiauch einen hohen Grad von Verstand, wenn Einer Philosophie ibt, ohne es merken zu lassen, und selbst spielend sich mit ernst-

*) Nymphen bezeichnen das unter den Wein gemischte Wasser.

**) Name des Dionysus.

haften Dingen beschäftigt. Denn wie bei Euripides (Bakchiden 735. 761) die Mänaden ohne Schild und Schwert ihre Gegner blos mit dem Schlag ihrer Thyrsusstäbe verwunden, so wirkt auch das Gespötte und Gelächter eines wahrhaftigen Philosophen in irgend einer Weise auf Leute, welche nicht völlig unempfindlich sind, und erregt ihre Aufmerksamkeit.

4. Nach meiner Meinung aber gibt es auch eine Art von Erzählungen, welche für Gelage passen; sie werden uns theil von der Geschichte geboten, theils sind sie aus den Tagesbegebeneiten zu entnehmen; so viele Beispiele für die Lehren der Philosopie, auch viele zur Gottesfurcht mahnende Beispiele mannhafter und großherziger Thaten, und eine Anzahl solcher, welche das Strebenach ersprießlicher Thätigkeit für das Wohl der Menschheit erwecke Wer diese, ohne seine Absicht merken zu lassen, zur Unterhaltung r Gäste zu benützen versteht, der wird die meisten übeln Folgen der runkenheit abwenden. So gibt es Leute, welche Ochsenzunge*) iter den Wein mischen und die Zimmerböden mit einem Abguß von aubenkraut und Frauenhaar**) besprengen, weil dieß in den Gen eine fröhliche Stimmung erzeugt; sie machen dieß der Helena iHomer nach, welche den ungemischten Wein mit Gewürzen verfälsch, aber ohne zu bemerken, daß jene Sage auf einem langen Umg von Aegypten her zuletzt auf passende und anständige Gesprächänausläuft. Helena erzählt nämlich ihren Gästen beim Trunke vOdysseus (Od. IV, 242. 244):

Dieß nur, was er gethan, der gewaltige Mann, und gewagt,
Dort, nachdem er sich selber mit schmählichen Hieben gegeiß

*) Ein Kraut, das seinen Namen von seiner Form hat.

**) Beide sind Wasserpflanzen.

Darin bestand wahrscheinlich das Kummer und Schmerz stillende Mittel, nämlich in der für die damalige Stimmung und Lage ihrer Gäste passenden Erzählung. Leute von feinerer Lebensart sodann pflegen, wenn sie auch geradenwegs philosophiren, in solchem Falle bei ihrem Vortrage mehr auf dem Wege der Ueberredung als mit der zwingenden Gewalt der Beweise vorzugehen, wie wir auch von Plato sehen, daß er im Gastmahl, wo er die volle Entwickelung des Menschen und das höchste Gut und überhaupt lauter Theologisches abhandelt, nicht die Kraft der Beweise anstrengt, auch nicht, wie es sonst seine Gewohnheit ist, sich zum Kampfe rüstet,*) um seinen Gegner fest und so, daß er ihm nicht entschlüpfen kann, fassen zu können, sondern durch biegsame Voraussetzungen, Beispiele und Erzählungen seine Zuhörer für sich gewinnt.

5. Dann ist weiter erforderlich, daß nur leicht faßliche Gegenstände verhandelt, nur allgemein bekannte Aufgaben vorgelegt, und sachgemäße, unverfängliche Fragen gestellt werden, damit nicht die weniger fähigen Gäste eingeschüchtert und verscheucht werden. Wie es nämlich beim Trinken üblich ist, dem Körper durch Tänze und Chöre einige Bewegung zu machen, dagegen, wenn man die Gäste als Fechter auftreten lassen oder zum Diskuswerfen zwingen wollte, das Gelage für sie nicht nur genußlos, sondern auch schädlich sein würde, so setzen auch leichte Aufgaben die Seelen in eine harmonische und zuträgliche Bewegung; aber die Unterhaltung der Zänker und Sophismendreher, wie Demokritus sie nennt, muß fern gehalten werden, weil sie nicht nur sich selbst mit kleinlichem und schwerverständ-

*) Wörtlich: „nicht mit Sand um sich wirft," weil man beim Ringen den mit Oel gesalbten Gegner mit Sand bewarf, um ihn besser fassen zu können.

lichem Zeug abquälen, sondern auch die Gäste langweilen. Denn wie der Wein, so muß auch die Unterhaltung etwas Gemeinsames sein, an dem Alle sich betheiligen können. Diejenigen aber, welche Fragen dieser Art auf's Tapet bringen, taugen ebenso wenig zur Tischgenossenschaft, wie der Kranich und der Fuchs in der Fabel des Aesopus. Der Fuchs nämlich lud den Kranich zu Gaste, und schüttete ihm auf einer breiten Steinplatte eine dünne Suppe hin; da nun der Kranich mit seinem schmalen Schnabel der zerfließenden Suppe nicht beikommen konnte, so wurde er ausgelacht und zog ärgerlich ab. Der Kranich lud nun auch seinerseits den Fuchs zum Essen ein, und setzte ihm dieses in einer Flasche mit einem engen und langen Hals vor, so daß er selbst seinen Schnabel leicht hineinstecken und dasselbe genießen, der Fuchs aber nicht beikommen konnte und mit gleicher Münze bezahlt wurde. Ebenso ist es, wenn die Philosophen sich beim Trunke in kleinlichte und dialektische Fragen vertiefen, und so der Mehrzahl der Gäste, die ihnen nicht folgen kann, zur Last fallen; und wenn dann diese auf's Singen, auf possenhafte Erzählungen und eine gemeine und pöbelhafte Unterhaltung verfallen, dann ist der Zweck der Trinkgesellschaft vereitelt und Dionysus beschimpft. Wie man nun damals, als Phrynichus und Aeschylus die Tragödie durch Aufnahme trauriger Geschichten weiter führten, fragen hörte: „Was hat denn dieses mit dem Dionysus zu schaffen?" so ist auch mir oft eingefallen, denen, welche den sophistischen Trugschluß in das Gelage hereinzogen, zuzurufen: „Lieber Mann, was geht dieß den Dionysus an?" Ebenso ist es weder schön, noch für ein Gelage passend, sogenannte Skolien *) zu singen, während der Mischkrug in der Mitte steht, und die

*) Ein Wechselgesang bei Tisch. Σκόλιον heißt eigentlich „gekrümmt", d. h. im Zickzack wechselnd.

Kränze vertheilt sind, welche uns der Gott als Zeichen unserer Befreiung aufsetzt; indeß sollen die Skolien nicht zu den Liedern gehören, deren Ursprung unbekannt ist; sondern anfänglich stimmten Alle einstimmig einen Lobgesang auf den Gott an. In der Folge sodann wurde Jedem nach der Reihe ein Myrtenzweig überreicht, welcher — vermuthlich darum, weil der, welcher ihn erhielt, singen mußte *) — Aesakus hieß. Später wurde dann eine Lyra herumgeboten, und wer sie zu spielen verstand, nahm sie zur Hand und sang mit Begleitung derselben, die nicht Musikalischen aber ließen sie an sich vorübergehen, und daher kommt der Name Skolion, weil nicht Alle daran Theil nahmen und es überhaupt nicht leicht war. Andere behaupten, der Myrtenzweig sei nicht der Reihe nach herumgegangen, sondern immer von einem Tischbette zum andern gewandert. Der Erste nämlich, wenn er gesungen, habe ihn dem Ersten auf dem zweiten Tischbette und dieser dem Ersten auf dem dritten Tischbett übermacht, und ebenso nachher der Zweite dem anderen Zweiten. Von diesem wechselnden Herumgehen in vielfachen Krümmungen, meint man, habe es den Namen Skolion erhalten.

Zweite Frage:

Soll der Gästgeber seinen Gästen den Platz anweisen oder in freie Wahl stellen?

1. Mein Bruder Timon hatte einmal eine größere Zahl Gäste geladen, und bat Jeden beim Eintreten, er möge Platz nehmen und sich niederlassen, wo es ihm beliebe, dieweil auch Fremde und Mitbürger, Bekannte und Verwandte und überhaupt Leute aller Art ge-

*) Von ᾄδειν: singen.

laden waren. Als nun schon Viele beisammen waren, kam ein Fremder gleich einem Fürsten in der Komödie, und noch abgeschmackter durch seinen überladenen Anzug und sein Gefolge von Sklaven, bis an die Thüre des Saales, musterte ringsherum die an den Tischen sitzenden Gäste, und weigerte sich dann einzutreten und gieng wieder fort, und sagte zu Mehreren, die ihm nachliefen, er habe keinen Platz mehr leer gesehen, der für ihn gut genug wäre. Diejenigen Gäste, welche schon bei Tische saßen, überließen sich einem lauten Gelächter, und riefen unter Glückwünschen, man möge ihn zum Hause hinaus geleiten; denn Viele hatten schon ziemlich getrunken.

2. Wie nun das Essen zu Ende war, rief mein Vater, der ziemlich entfernt von mir saß, mir zu: Timon und ich haben, da wir Streit mit einander bekommen, dich zu unserem Schiedsrichter bestellt; ich mache ihm nämlich schon lange Vorwürfe wegen des Fremden: denn hätte er gleich Anfangs meinem Rathe gemäß die Plätze vertheilt, so brauchten wir uns nicht Mangel an Anstand vorwerfen zu lassen von einem Manne, welcher versteht

Rosse zu ordnen im Kampf und schildumrüstete Streiter. *)

Man erzählt ja auch von dem Feldherrn Paulus Aemilius, daß er nach der Bezwingung des Perseus in Makedonien Trinkgelage veranstaltet, und da sie in allen Theilen wunderbar schön angeordnet waren, geäußert habe, die beiderlei Fähigkeiten, eine furchtbare Schlachtreihe und ein heiteres Trinkgelage anzuordnen, vereinigen sich in einem und demselben Manne, denn Beide beruhen auf dem Princip guter Ordnung. Auch pflegt der Dichter (Homer) die tüchtigsten Regenten „Ordner der Völker" zu nennen. Und von dem höchsten Gotte glaubet auch ihr, daß er behufs der Welterschaffung nur die Unord-

*) Homer Il. II, 554.

nung in Ordnung verwandelt, und von dem gegebenen Stoffe nichts hinweggenommen und zu demselben nichts hinzugethan, sondern nur allen Theilen den ihnen zukommenden Platz angewiesen und so aus der formlosesten Masse die Welt in schönster Gestalt erschaffen habe. Doch diese religiösen und erhabenen Lehren lernen wir ja eben von Euch. Aber auch wir selbst sehen, wie der Aufwand für Gastmähler nichts Erfreuendes und Erhebendes hat, wenn er nicht mit guter Anordnung verbunden ist. Wenn nun Köche und Aufwärter sorgfältig darauf sehen, welches Gericht sie als erstes oder zweites, oder in der Mitte, oder am Ende des Mahles auftragen wollen, ja sogar Salben, Kränze und die Citherspielerin, wenn eine da ist, ihren bestimmten Platz haben — ist es dann nicht lächerlich, daß man Diejenigen, welche zu so Etwas geladen werden, auffordert, nach Belieben und Zufall sich niederzulassen und zu schmaußen, und weder dem Alter, noch dem Amte und anderen Vorzügen der Art die ihnen gebürende Stelle anweist, während doch auf diese Weise der Höhere die ihm gebürende Ehre genießt und der ihm Nachstehende sich an diese Stellung gewöhnt, und der, welcher es so anordnet, sich in der Beurtheilung nnd im Treffen des Schicklichen ausbildet. So aber hat der Höhere keinen besonderen Platz zum Sitzen und Stehen und Liegen, und der Gastgeber kann nicht Einem eher als dem Anderen zutrinken, und die Rangunterschiede der Gäste auf den Tischbetten herum nicht übersehen, weil er gleich von vorn herein aus der ganzen Trinkgesellschaft, wie man sagt, ein einziges Mykonus gemacht hat.*) So suchte mein Vater seine Ansicht zu begründen.

---

*) Dieses Sprüchwort von der kykladischen Insel Mykonus bedeutet — der Grund wird verschieden angegeben — das Einerlei: Eins wie das Andere; es ist kein Unterschied; Alles ist gleich.

3. Mein Bruder aber erklärte, er wolle nicht weiser sein als Bias, daß er, während dieser sich geweigert habe, zwischen zwei Freunden Schiedsrichter zu sein, zwischen so vielen Verwandten und Freunden den Schiedsrichter machen sollte, wo ich nicht über Geldsachen, sondern über Rangstufen zu entscheiden hätte, gleich als wenn ich meine Freunde nicht eingeladen hätte, um ihnen eine Freude zu machen, sondern um ihnen eine Kränkung anzuthun. Hat ja doch Menelaus ungeschickt daran gethan, und ist dadurch sprüchwörtlich geworden, daß er ungeladen in eine Rathsversammlung kam.*) Noch viel unklüger aber würde Der handeln, welcher sich aus einem Gastgeber zum Richter oder Schiedsrichter seiner Gäste machen würde, während diese es ihm nicht auftragen und sich gar nicht darüber streiten, ob Dieser oder Jener besser oder schlechter als ein Anderer sei. Denn sie sind nicht zum Wettkampfe, sondern zu einer Mahlzeit hieher gekommen; und dann ist es auch nicht leicht, über Leute zu entscheiden, welchen theils das Alter, theils die Verwandtschaft einen Vorzug gibt. Man müßte vielmehr dazu, wie Einer, der einen vergleichenden Maßstab sucht, des Aristoteles Topik und des Thrasymachus Hyperballonten bei der Hand haben, und würde doch nichts Ersprießliches erreichen, sondern nur die eitle Einbildung vom Markt und dem Theater auf die Trinkgelage übertragen, und während man die andern Leidenschaften durch freundlichen Umgang zu dämpfen sucht, den Dünkel aufstacheln, welchen man nach meiner Meinung noch viel sorgfältiger von der Seele abwaschen muß, als den Schmutz von den Füßen, wenn man beim Trunke in leichtem und ungezwungenem Tone mit einander verkehren will. Wie ihr aber jetzt wollt, so suchen wir den aus Gereiztheit oder sonstigen Anläßen entstandenen Feindschaften

---

*) Homer Il. II, 404 f.

unter den Gästen ein Ende zu machen, zugleich aber fachen wir dieselben durch den Ehrgeiz wieder an, wenn wir die Einen erniedrigen, die Andern erhöhen. Wenn sich dann nach der Sitzordnung das öftere Zutrinken und Auftragen von Gerichten und auch noch die Unterhaltung und Begrüßung richtet, so werden wir statt eines Freundesmahles ein wahres Satrapenmahl bekommen. Man ist doch sonst immer auf Erhaltung der Gleichheit unter den Mitbürgern bedacht; warum fangen wir nun nicht gleich hier damit an, indem wir die Leute daran gewöhnen, ohne Stolz und Zwang sich neben einander zu setzen, damit sie gleich unter der Thüre sehen, daß sie zum Mahle nicht auf die aristokratische Weise, wo man zur Staatsverwaltung nur Bevorzugte beruft, sondern auf demokratische Weise, unter der Voraussetzung eingeladen sind, daß der Reichste es sich gefallen lasse, neben dem Aermsten zu sitzen?

4. Als nun auch diese Ansicht sich ausgesprochen hatte und die Gesellschaft verlangte, daß ich jetzt die Entscheidung geben solle, so erklärte ich, ich werde, da ich zum Schiedsrichter gewählt und nicht der gesetzliche Richter sei, den Mittelweg gehen. Wenn nämlich junge Leute oder Mitbürger und Bekannte mit einander speisen, so muß man sie allerdings, wie Timon will, daran gewöhnen, daß sie ohne Wahl und anspruchlos den ersten besten Platz einnehmen, und die Ungezwungenheit als ein treffliches Mittel zur Beförderung der Freundschaft betrachten. Wenn wir aber diesen Grundsatz auch auf Fremde oder Beamte, oder Greise anwenden, dann fürchte ich, es möchte aussehen, als ob wir die Anmaßung, die wir an der Hauptthüre ausschließen, durch zu große Gleichgültigkeit zur Nebenthüre hereinlassen. In solchen Dingen muß man der Gewohnheit und der Mode etwas zu Gute halten, sonst müßten wir auch das Zutrinken

und Begrüßen abschaffen, mit dem wir die Anwesenden nicht unterschiedslos, sondern mit möglichst passender Auswahl beehren:

So durch Sitz, durch Gaben an Fleisch und gefüllete Becher,*)

wie der lykische König sagt, weil er den Sitz für die höchste Ehrenauszeichnung hält. So loben wir auch den Alkinous, daß er den Fremdling neben sich setzte,

Wo sein tapferer Sohn Laodamas willig ihm aufstand,
Welcher zunächst ihm saß, und der theuerste war von den Söhnen. **)

Denn einen Schutzsuchenden an den Platz seines Lieblings sitzen lassen, ist überaus höflich und freundlich. Auch die Götter machen in solchen Dingen einen Unterschied; wie denn Poseidon, obwohl er als Letzter in die Versammlung kam,

Saß jetzt mitten im Kreis, ***)

weil nämlich dieser Platz ihm zukam. Athene sodann nimmt, wie wir sehen, immer den ausgezeichneten Platz neben Zeus ein, was auch der Dichter andeutet, wo er von der Thetis sagt:

Neben Kronion nahm sie den Sitz: ihr wich Athenäa; †)

und Pindarus sagt ausdrücklich:

Nahe ganz beim feurigen Donner
Sitzet sie.

Nun behauptet zwar Timon, man solle nicht die Ehre dadurch, daß man sie einem Einzigen zutheile, allen Anderen entziehen. Aber dieß scheint mir vielmehr eben Timon selbst zu thun: denn er entzieht etwas, wenn er das, was einem Einzigen als Eigenthum gehört, unter Alle vertheilt (und Jeder besitzt das, was ihm gebührt, als Ei-

*) Homer Il. XII, 311.
**) Homer Od. VII, 169 f.
***) Homer Il. XX, 15.
†) Homer Il. XXIV, 115.

genthum) und er gibt der Eilfertigkeit im Laufen den ersten Platz, welcher dem Verdienste und der Verwandtschaft, dem Amte und sonst dergleichen Vorzügen gebürt; und zieht sich gerade dadurch, wodurch er die Verfeindung mit den Gästen zu vermeiden sucht, dieselbe noch in höherem Grade zu, denn er beleidigt Jeden, dem er die gewohnte Ehre entzieht. Mir scheint aber auch die Anweisung besonderer Plätze keine Schwierigkeit zu haben. Fürs Erste werden nicht leicht viele Männer von gleichen Ansprüchen auf Auszeichnung zur nämlichen Gastung eingeladen; sodann hat man auch, da es mehr als Einen Ehrenplatz gibt, Gelegenheit genug zur Vertheilung, wenn man nur leicht errathen kann, welchem der erste Platz, und welchem der in der Mitte gebürt, und wie man den Einen neben sich selbst, den Anderen unter seine Freunde oder Bekannte, oder neben seinen Lehrer setzen, und so Jedem etwas von dem, was man Auszeichnung nennt, verschaffen kann. Dann bleiben noch Andere übrig, die man für eine solche Auszeichnung durch Geschenke und freundliche Behandlung entschädigt. Sind aber Mehrere anwesend, deren Ehrenansprüche schwer zu entscheiden und die schwer zu befriedigen sind, siehe, so wende ich folgendes Mittel an. Wenn sich darunter ein Vater findet, so setze ich diesen, um ihn zu ehren, an den vorzüglichsten Platz, wenn kein Vater da ist, einen Großvater oder Schwiegervater oder Vatersbruder oder Jemand, der allgemein und insbesondere beim Gastgeber*) in vorzüglicher Achtung steht. Ich habe mir diese Regel aus der im Homer herrschenden Sitte entnommen. Denn auch dort sah Achilleus, wie Menelaus und Antilochus um den zweiten Preis im Wagenrennen stritten und weil er, sollt' ich meinen, fürchtete, ihre

*) Die Anordnung der Gastmähler besorgte nicht der Gastgeber selbst, sondern ein von ihm dazu gewählter Zechmeister.

Hitze und Streitlust möchte zu weit gehen, beschloß er, den Preis einem Andern zu geben, unter dem Vorwand, daß er den Eumelus aus Mitleid damit beehren wolle, in Wahrheit aber, um den Anlaß zu dem Streite zwischen jenen Beiden wegzuräumen.

5. Als ich so weit gesprochen hatte, stellte Lamprias von seinem Nebenpolster aus, auf dem er gewöhnlich saß, mit lauter Stimme die Frage an die Gesellschaft, ob sie ihm erlauben, einen faselnden Richter zurechtzuweisen. Da ihn nun Alle aufforderten, frei zu reden und keine Schonung zu üben, sagte er: wer wird denn einen Philosophen schonen, welcher der Geburt, dem Reichthum und der Amtswürde, auch beim Gastmahl wie im Theater, einen besonderen Platz anweist und eigentlich den Vorsitz bei amphiktyonischen Beschlüssen zuerkennt, damit wir eben auch beim Weine von Hochmuth nicht frei sein sollen? Denn nicht mit Rücksicht auf das Ansehen, sondern auf das Vergnügen der Gäste müssen die Sitze geordnet werden, und man muß nicht auf den Rang eines Einzelnen sehen, sondern wie der Eine mit dem Anderen stehe und ob sie zusammenpassen, wie man es auch bei anderen Dingen macht, wenn sie in Verbindung gebracht werden sollen. Denn kein Baumeister zieht den attischen oder lakedämonischen Stein wegen seiner besseren Abkunft dem ausländischen vor, und kein Maler gibt den kostbarsten Farben den vordersten Platz, und kein Schiffsbauer legt die Fichte vom Isthmus oder die Cypresse von Kreta vorn hin; sondern sie vertheilen Alles so, daß durch dessen Verbindung und Zusammenstimmung aus dem Ganzen ein dauerhaftes, schönes und brauchbares Werk entsteht. Auch der Gott, welchen Pindarus den besten Künstler nennt, hat, wie du siehst, nicht überall dem Feuer oben und der Erde unten ihre Stelle angewiesen, sondern je nachdem es eben die Bedürfnisse der Körper erfordern. Empedokles sagt:

Schaue die Muscheln des Meers mit schwer beladenem Rücken,
Auch die Meerschnecken und Schildkröten mit steinerner Schale,
Dann wirst Erde du sehen, die oben den Körper bedecket.

Diese Erde hat ihren Platz nicht von der Natur angewiesen inne, sondern weil die Schaffung eines neuen Geschöpfes es so erforderte. Die Unordnung ist in allen Fällen ein Uebel, wenn sie aber unter den Menschen, und vollends beim Trunke, einreißt, dann zeigt sie ihre Schädlichkeit am meisten durch Uebermuth und andere unsäglich viele Uebel, welche ein Mann, der auf Ordnung und Eintracht hält, voraussehen und verhüten muß.

6. Wir bemerkten hierauf, er habe Recht, fragten ihn aber, warum er uns denn die Kenntniß dieser Ordnung und harmonischen Gliederung vorenthalte? worauf er erwiderte: ich mißgönne sie euch nicht, falls ihr Lust habt, mich das Gastmahl ebenso umändern und neu gestalten zu lassen, wie den Epaminondas die Schlachtordnung. Dazu verstanden wir uns Alle. Darauf ließ er die Sklaven abtreten, sah einen Jeden an und sagte: So höret denn, auf welche Weise ich Euch unter einander zusammenzusetzen gedenke. Ich will einige Worte vorausschicken. Es scheint mir nämlich, daß der Thebaner Pammenes mit Recht dem Homer es zum Vorwurf gemacht hat, daß er nichts von Liebesangelegenheiten verstanden habe, sofern er seine Streiter nach Stämmen und Geschlechtern geordnet habe, statt daß er hätte den Liebhaber neben den Geliebten stellen sollen, damit die ganze Schlachtreihe durch den Bund der Seele von Einem Geiste beseelt gewesen wäre. So will ich es auch bei unsern Gelagen machen, und nicht reiche Leute, oder Jünglinge, oder Beamte, oder Freunde nebeneinander setzen, denn eine solche Anordnung ist langweilig und unfähig, Zuneigung zu erzeugen und zu mehren; ondern ich will Jedem das zur Seite geben, was seinem Bedürfnisse

entspricht, und schlage daher vor, daß neben einen Gelehrten ein Lernbegieriger, neben einen Verdrießlichen ein Freundlicher, neben einen alten Schwätzer ein aufmerksamer Jüngling, neben den Prahler ein Spötter, und neben einen jähzornigen Menschen ein schweigsamer gesetzt werde; und sehe ich irgendwo einen freigebigen Reichen, so hole ich aus irgend einem Winkel einen braven Armen herbei und führe ihm denselben zu, damit gleichsam aus dem vollen Becher in den leeren Etwas abfließe. Sophisten dagegen oder Dichter darf man nicht neben einander setzen,

Denn der Bettler beneidet den Bettler, der Sänger den Sänger,*)

obwohl diese Beiden hier, Sosikles und Modestus, wenn sie ein Wort auf's andere folgen lassen, zwar immer eine Flamme anschüren, aber doch nur den edelsten Wettstreit führen. Ebenso trenne ich ränkevolle, schmähsüchtige und jähzornige Leute von einander, und setze zwischen zwei Solche einen ruhigen Mann, wie einen weichen Körper, an dem sich die Stöße brechen. Aber Freunde der Ringkunst, der Jagd und des Landbau's setze ich zusammen,**) weil solche Aehnlichkeiten im einen Fall, wie bei den Hahnen, zum Streit führen, im andern, wie bei den Dohlen, zur Nachgiebigkeit. Auch Trinker und Verliebte führe ich zusammen, und zwar nicht blos solche, welche, wie Sophokles sagt, von der Knabenliebe, sondern auch die, welche von Weibern und Jungfrauen verwundet sind. Denn vom gleichen Feuer erwärmt, werden sie einander leichter annehmen, wie zusammengelöthetes Eisen, aber freilich nur, weiß Gott, wenn sie nicht gerade den Gleichen oder die Gleiche lieben.

*) Hesiod W. u. T. 26.

**) Wyttenbach vermuthet, es sei zu lesen: Freunde der Ringkunst und der Jagd trenne ich von einander, aber Landwirthe setze ich zusammen.

Dritte Frage:

Warum hat der consularische Platz den Vorzug?

Nach diesem kam man auf die Plätze selbst zu sprechen; denn bei verschiedenen Völkern haben verschiedene Plätze den Vorzug; so bei den Persern der ganz in der Mitte, auf welchem der König sitzt, bei den Hellenen dagegen der erste, bei den Römern der letzte auf dem mittleren Lager, welcher der consularische heißt, bei einigen am Pontus wohnenden Hellenen, wie z. B. in Heraklea, umgekehrt der erste Platz des mittleren Lagers. Namentlich aber waren wir über den sogenannten consularischen Platz im Unklaren, denn er galt damals für den ehrenvollsten, aber man kannte nicht ebenso einen allgemein gültigen Grund dafür, wie bei dem ersten und mittleren Platze. Seine Eigenschaften nämlich schienen theils nicht ihm ausschließlich zuzukommen, theils nicht von Belang zu sein. Nur drei der vorgebrachten Gründe ließen sich hören. Der erste ist, daß die Consuln, als sie nach dem Sturz des Königthums Alles in volksthümlichem Sinne umgestalteten, selbst auch auf den mittleren, königlichen Platz verzichtet haben und weiter heruntergerückt seien, damit selbst dieses Zeichen ihrer Herrschaft und Gewalt von den Gästen nicht drückend empfunden werde. Der zweite Grund war, daß, da zwei von den Tischbetten für die eingeladenen Gäste bestimmt sind, das dritte und der erste Platz auf demselben ganz besonders dem Gastgeber zukommt, denn von da aus kann er bequem, wie ein Wagenlenker oder Steuermann, seine Dienerschaft übersehen und ist bei der Nähe der übrigen Plätze nicht zu weit entfernt, um mit den Gästen zu sprechen und sich ihnen gefällig zu zeigen; der Platz unter ihm sodann gehört der Frau oder den Kindern; der Platz über ihm aber wurde billigerweise dem vornehmsten

Gaste angewiesen, damit er dem Gastgeber nahe sei. Der dritte Grund war, dieser Platz habe den besonderen Vorzug, daß er am besten zum Abmachen von Geschäften sich eigne. Denn ein römischer Consul gleicht dem thebanischen Polemarchen Archias nicht darin, daß er, wenn ihm über Tische beachtenswerthe Briefe oder Meldungen zukommen, ausrufen würde; „wenn's wichtig ist, auf morgen," und dann den Brief bei Seite legen und nach dem Becher greifen würde, sondern er ist auch bei solchen Gelegenheiten äußerst sorglich und umsichtig. Denn nicht blos, wie es im Sprüchwort heißt, dem vorsichtigen Würfelspieler macht jeder Würfel Sorge, sondern auch bei Feldherren und Staatsmännern ist die Ergötzlichkeit beim Trunke oder jeder anderen Erholung nie von Sorgen frei. Damit der Consul das Nöthige anhören, anordnen und unterschreiben kann, ebendarum ist ihm dieser bevorzugte Platz angewiesen, weil hier das zweite Tischbett sich an das dritte anschließt, und der Winkel durch seine Biegung einen offenen Raum bildet, welcher es den Schreibern, Dienstleuten, Leibwächtern und Lagerboten möglich macht, sich ihm zu nahen, ihn anzusprechen und anzuhören, so daß der Consul seine Nachbarn nicht stört und von ihnen nicht gestört wird, vielmehr Hand und Stimme zu freiem und bequemem Gebrauche hat.

Vierte Frage:

Welche Eigenschaften muß ein Trinkmeister haben?

1. Mein Schwager Kraton und mein Freund Theon kamen bei einem Gelage, da man schon stark zu trinken angefangen hatte, aber bald wieder inne hielt, auf das Amt eines Trinkmeisters zu sprechen, und meinten, ich dürfe, weil ich einen Kranz auf dem Haupte habe, diese Sitte nicht ganz und gar abkommen lassen, sondern müsse die

mit diesem Amte herkömmlich verbundene Oberaufsicht und Anordnung der Gelage wieder auffrischen und einführen. Dieß gefiel auch den Andern und man drang von allen Seiten stürmisch in mich. Da erklärte ich: Auf allgemeines Verlangen also wähle ich mich selbst zu eurem Trinkkönig und verordne, daß die Gäste vorerst nach Belieben trinken können, Kraton und Theon aber, als welche diesen Beschluß eingebracht und durchgesetzt haben, in kurzen Umrissen auseinandersetzen, welche Eigenschaften derjenige, welchen man zum Trinkkönig wählt, haben müsse, und welchen Zweck er nach seiner Wahl für sein Regiment sich vorsetzen und wie er das Gelage behandeln solle. Ich stelle ihnen frei, wie sie diese Aufgabe unter sich theilen wollen.

2. Da sperrten sie sich ein wenig, wie wenn sie den Auftrag ablehnen wollten; wie ihnen aber Alle zusprachen, sie sollen dem Könige gehorchen und seinen Befehl vollziehen, so begann Krato: wie nach Plato's Ausspruch der Oberste der Wachen am wachsamsten sein muß, so muß der König der Trinkgenossen der beste Trinkgeselle sein; dieß aber ist er, wenn er weder der Betrunkenheit leicht anheimfällt, noch dem Trinken abhold ist; sondern wie Kyrus in einem Schreiben an die Lakedämonier von sich sagt, daß er seinem Bruder, wie in anderen fürstlichen Eigenschaften, so auch darin überlegen sei, daß er vielen ungemischten Wein gut vertragen könne. Denn der Betrunkene wird grob und unanständig; wer aber ganz nüchtern bleibt, wird langweilig und taugt eher zu einem Schulmeister als zu einem Trinkmeister. Perikles pflegte, so oft er zum Feldherrn erwählt wurde und seinen Kriegsmantel anzog, vor Allem sich selbst die Mahnung zuzurufen: „Bedenke, Perikles, du kommandirst freie Leute, du kommandirst Hellenen, du kommandirst Athener.“ So muß auch unser Trinkkönig zu sich selbst sagen: „Du bist über Freunde gesetzt,“ damit

er ihnen weder Ungezogenheiten gestatte, noch sie um ihr Vergnügen bringe. Er muß den ernsten Unterhaltungen der Trinkenden gewogen und darf dem Scherze nicht abgeneigt sein, sondern muß sich in beide gleich gut zu schicken wissen, nur daß er, wie ein feiner Wein, von Haus aus ein Bischen mehr Neigung zum Herben haben sollte, welche der Wein milder und geschmeidiger machen, und so auf eine mittlere Stimmung zurückführen wird. Denn wie Xenophon sagt, daß im Gefechte der unerschrockene Muth des Klearchus sein sonst so finsteres und ungefälliges Wesen in Freundlichkeit und Heiterkeit verwandelt habe, so wird auch der, welcher von Natur nicht gerade schroff, sondern nur ernst und streng ist, durch's Trinken herabgestimmt und freundlicher und liebevoller. Ferner muß er von jedem Gaste genau wissen, was der Wein für eine Veränderung bei ihm hervorbringt, in welche Leidenschaft er leicht umschlägt, und wie er den ungemischten Wein vertragen kann. Denn wie verschiedene Weine auch eine verschiedene Wassermischung erfordern, was die Mundschenken der Könige recht gut wissen, daher sie bald mehr, bald weniger Wasser zugießen, so hat auch jeder Mensch eine andere Empfänglichkeit für den Wein, die der Trinkmeister kennen und beachten muß, um, wie der Tonkünstler die Saiten, den Einen zum Trinken anzuspannen, beim Anderen nachzulassen und ihn mehr zu schonen, und so die verschiedenen Charaktere aus der Ungleichheit in Gleichheit und Zusammenstimmung zu versetzen. Diese Gleichheit darf er aber nicht nach Bechern und Schöpfkrügen, sondern muß sie nach den Umständen und der Leibeskraft der Einzelnen bemessen, und so Jedem das ihm Angemessene und Zuträgliche zutheilen. Wo dieß aber Schwierigkeiten hat, muß der Trinkmeister wenigstens die allgemeinen Eigenschaften der verschiedenen Charaktere und Altersstufen gründlich kennen, wie z. B. daß alte Leute früher betrunken werden als junge, die,

welche sich Bewegung machen, eher als die, welche ruhig bleiben, die Kummervollen und Nachdenklichen eher als die, welche aufgelegt und heitern Muthes sind, die, welche viel singen, eher als die Schweigsamen.*) Wer dieß weiß, wird weit eher als ein Anderer, der es nicht weiß, Anstand und Eintracht bei dem Gelage erhalten können. Daß ferner der Trinkmeister mit der ganzen Gesellschaft in gutem und freundschaftlichem Vernehmen stehen muß und gegen keinen Gast weder versteckte, noch offene Feindschaft zeigen dürfe, sieht Jeder ein. Denn sonst würden seine Befehle als unerträglich, seine Zutheilungen als ungleich und selbst seine Spöttereien nicht als vorwurfsfrei erscheinen. Da hast du, lieber Theon, in Worten ein wie aus Wachs geformtes Bild eines Trinkmeisters.

3. Theon: Ich mache mir diese schöne Schilderung eines Trinkmeisters zu eigen, zweifle aber, ob ich durchgängigen Gebrauch von derselben machen werde, und vielleicht nicht an deinem Bilde etwas auszustellen habe. Ein solcher Trinkmeister, glaube ich, wird das Gelage auch wirklich als solches zu erhalten wissen und nicht zugeben, daß es bald eine demokratische Volksversammlung, bald eine Sophistenschule, dann wieder eine Würfelbude, und endlich eine Schaubühne und ein Orchester wird. Oder sehet ihr nicht, wie bei Tische die Einen Volksreden halten und Processe führen, Andere declamiren und ihre Aufsätze vorlesen, und noch Andere über Schauspieler und Tänzer entscheiden? Alkibiades und Theodorus verwandelten sogar das Gastmahl des Polytion in eine Kapelle und machten das Fackeltragen und die gottesdienstlichen Gebräuche nach. Alles dieses darf der Trinkmeister nach meiner Meinung nicht dulden, sondern nur

*) So liest Wyttenbach; im überlieferten Texte heißt es ungefähr: die, welche ruhig vor sich hin im Uebermaß trinken, eher als die, welche ausgelassen sind.

solchen Vorträgen und Schaustücken und Spielen statt geben, welche dem Zwecke des Gelages entsprechen, und dieser besteht darin, unter den Gästen mittelst des Vergnügens Freundschaften zu erzeugen und zu befördern. Denn das Gelage ist eine Unterhaltung beim Wein, welche durch die Gefälligkeit zur Freundschaft führt. Da aber die Einförmigkeit immerdar langweilig und schädlich ist, die Abwechslung dagegen, bei allen Gelegenheiten, wo sie zur rechten Zeit und mit richtigem Maße angebracht wird, Dasjenige entfernt, was das Vergnügen hindert und das Nützliche lästig macht, so versteht es sich, daß auch beim Trunke der Trinkmeister für Abwechslung in der Unterhaltung sorgen muß. Wie man nun Viele sagen hört, die Seefahrt sei in der Nähe des Landes und ein Spaziergang am Ufer des Meeres am angenehmsten, so soll auch der Trinkmeister mit dem Ernste den Scherz verbinden, damit die Lustigen auch am Ernste einigen Antheil nehmen, und andererseits Diejenigen, welche mit ernsthaften Dingen beschäftigt sind, wieder aufthauen, wenn sie, wie die Seekranken das Land, die Lustigkeit in ihrer Nähe erblicken. Denn auch das Lachen kann mit vielem Nutzen angebracht werden, und den Ernst erheitern:

Unter dem Dornengesträuch und unter stachlichen Kräutern
Wachsen ja auch empor Blumen der zarten Levkoi.

Dagegen muß der Trinkmeister, wenn Lustbarkeiten ohne Begleitung des Ernstes in die Trinkgelage sich eindrängen, den Gästen rathen, sie sollen sich sorgfältig vor ihnen in Acht nehmen, damit sie nicht den Muthwillen und die Ausgelassenheit unbemerkt, wie Bilsenkraut, mit dem Weine einschlürfen, und in den sogenannten Trinkaufgaben ihren Muthwillen auslassen, und z. B. den Stammelnden aufgeben, daß sie singen, den Kahlköpfigen, daß sie sich kämmen oder dem Lahmen,

daß er auf einem Beine tanze. So machten sich einmal die Gäste über den Akademiker Agamestor lustig, der einen dünnen und geschwundenen Schenkel hatte und stellten die Aufgabe, es sollten Alle auf dem rechten Fuße stehend ihren Becher austrinken, oder Strafe zahlen. Als nun das Aufgeben an ihn kam, gab er Allen auf, daß sie auf die Art trinken, wie sie es ihn machen sehen, ließ sich dann ein leeres irdenes Gefäß bringen, steckte sein schwaches Bein hinein und trank so seinen Becher aus; alle übrigen Gäste aber mußten, da sich bei ihren Versuchen die Unmöglichkeit zeigte, Strafe zahlen. Dieß war allerliebst von Agamestor: auf eine solche leichte und heitere Weise muß man Vergeltung üben, und sich daran gewöhnen, nur solche Aufgaben zu stellen, welche zum Vergnügen und Nutzen gereichen und für den, der sie lösen muß, möglich und passend und anständig sind, und so die Sangkundigen zum Singen, die Redefertigen zu einem Vortrage, die Philosophen zur Lösung einer schwierigen Frage, und die Dichter zum Vortragen von Versen anhalten. Denn Jeder läßt sich gerne zu dem bereit finden, was er am besten versteht. Ließ ja ein assyrischer König*) durch Heroldsruf bekannt machen, daß für den, welcher ein neues Vergnügen erfinde, eine Belohnung ausgesetzt sei; und ein Trinkkönig könnte füglich einen hübschen Preis und Ehrenlohn für Denjenigen aussetzen, der einen unschuldigen Scherz, ein nützliches Vergnügen oder Späße vorschlägt, die nicht auf Spott und Beleidigung, sondern auf Wohlgefälligkeit und Freundlichkeit abzielen. An solchen Klippen scheitern die meisten Gelage, wenn es an einer richtigen Leitung fehlt. Ein besonnener Mann aber hütet sich vor der Feindschaft und dem Zorn, zu welchen auf dem

*) Römische Schriftsteller erzählen das Gleiche von dem Perserkönig Xerxes.

Markte die Gewinnsucht, in den Gymnasien und Ringschulen die Eifersucht, bei Amtswürden und Ehrensachen der Ehrgeiz und bei Gastungen und Gelagen das Scherzen Veranlassung gibt.

Fünfte Frage:

Was bedeutet der Ausspruch: „Liebe lehrt Musik?"

1. Die Frage, wie die Worte:

> — Eros lehret dich
> Musik, auch wenn du vorher nichts davon verstehst *)

zu verstehen seien, kam bei Sossius nach Absingung einiger Sapphischen Lieder zur Sprache, zumal auch Philoxenus dichtet, der Kyklope habe seine Liebe durch die lieblich singenden Musen geheilt. Es wurde nun behauptet, die Liebe habe die Kraft, Muth und Unternehmungsgeist zu Allem zu verleihen, wie denn auch Plato sie allunternehmend nennt. So macht sie den Schweigsamen gesprächig, den Schüchternen dienstfertig, den Fahrläßigen und Leichtsinnigen sorgsam und arbeitsam; das größte Wunder aber ist, daß ein sparsamer und karger Mann, wenn er in Liebe verfällt, wie das Eisen, wenn es in's Feuer kommt, laxer und nachgiebiger, ja zärtlich, schmachtend und viel liebenswürdiger wird, daher auch der bekannte Witz, die Geldbeutel der Verliebten seien mit Lauchblättern gebunden, nicht zu verachten ist. Dann wurde auch behauptet, die Liebe habe Aehnlichkeit mit dem Rausche, denn sie mache die Menschen warm und heiter und zerstreut; diese Stimmung aber reiße sie zum Singen und namentlich zum Sprechen in Versen hin. Auch Aeschylus soll seine

*) Aus einer verloren gegangenen Tragödie des Euripides.

Tragödien in der Weinhitze geschrieben haben. Ferner übertraf mein Großvater Lamprias beim Trunke sich selbst in erfindungsreicher Gesprächigkeit, und pflegte dann zu sagen, es steige in ihm von der Hitze ein Dampf auf, wie beim Weihrauch. Und so gerne die Liebhaber ihre Geliebten sehen, eben so gerne loben sie sie, und die Liebe, die überhaupt geschwätzig ist, ist es am meisten im Loben. Denn wie die Liebenden selbst überzeugt sind, so suchen sie auch Jedermann zu überzeugen, daß ihre Geliebten alle Vorzüge besitzen. Dieß bewog auch den lydischen König Kandaules, den Gyges in sein Schlafzimmer zu führen, um ihm die Reize seiner Frau zu zeigen. Denn die Liebhaber haben es gerne, wenn auch Andere Zeugen ihres Glückes sind, daher sie auch, wenn sie Lobreden auf ihre Schönen schreiben, dieselben mit Liedern und Versen und Gesängen ausschmücken, wie man Bildsäulen mit Gold verziert, damit sie um so lieber von recht Vielen gehört und im Gedächtnisse behalten werden. Selbst auch, wenn sie ihren Geliebten ein Pferd oder einen Streithahn oder sonst etwas zum Geschenke machen, so muß dieses Geschenk sehr schön und überaus prachtvoll geschmückt sein. Hauptsächlich aber sehen sie darauf, daß die Schmeicheleien, die sie anbringen, lieblich, glänzend und erhaben seien, wie die Sprache der Dichter.

2. Darauf belobte Sossius die bisherigen Vorträge und bemerkte: man könnte die Sache ebensogut auch so angreifen, daß man von dem ausgeht, was Theophrastus über die Musik geschrieben hat; ich habe nämlich diese Schrift erst kürzlich gelesen. Er nimmt nämlich drei Ursachen der Musik an, die Traurigkeit, die Freude und die Begeisterung, deren jede den gewöhnlichen Ton der Stimme verändert. Denn die Kläglichkeit und Weinerlichkeit der Traurigkeit besitzt eine Neigung, in den Gesang überzugehen, weßhalb auch die Redner in ihren Schlußsätzen und die Schauspieler in Klagescenen allmählich

einen singenden Ton annehmen, und ihre Stimme immer mehr anstrengen. Wenn aber die Aufwallung der Seele eine freudige ist, so regt sie bei Leuten von leichterem Sinn den ganzen Körper auf und bringt ihn in eine taktmäßige Bewegung, oder, wenn sie nicht tanzen können, dahin, daß sie in die Höhe springen und in die Hände klatschen, wie Pindarus sagt:

Raserei und Gejauchz der Verliebten, und hoch
Den Nacken getragen auch.

Diejenigen aber, welche sich bei dieser Leidenschaft zu mäßigen wissen, lassen nur ihre Stimme zum Gesang, zu lautem Deklamiren und Gedichten sich erheben. Im höchsten Grade endlich verändert die Verzückung den gewohnten Zustand des Körpers und der Stimme, weßhalb auch die Bacchantinnen in Rhythmen tanzen und die Gottbegeisterten ihre Orakel im Versmaß ertheilen. Auch wird man nur wenige Rasende finden, die nicht ihren Wahnwitz in Versen und Gesängen kund geben. Unter diesen Umständen wird man, wenn man die Liebe beim Lichte genau besehen und untersuchen will, keine andere Leidenschaft finden, welche so bitteren Kummer, oder so überschwängliche Freude, und so große Verzückung und solchen Wahnsinn im Gefolge hat. Vielmehr bietet die Seele eines Verliebten denselben Anblick dar, wie jene Stadt bei Sophokles (König Oedipus 4 f.):

In Opferrauch gehüllt liegt unsre Stadt und laut
Tönt hier der Klage Ruf und dort des Päans Hall.

Es hat somit nichts Auffallendes und Unbegreifliches, daß die Liebe, welche alle Ursachen der Musik, nämlich Kummer, Freude und Begeisterung, vereint in sich befaßt, überhaupt geschäftig und redselig ist, insbesondere aber mehr als jede andere Leidenschaft sich auf Lieder- und Versemachen wirft.

Sechste Frage:

Die Trunksucht.

1. Man sprach einmal davon, daß der König Alexander nicht viel getrunken, sondern nur in der Unterhaltung mit seinen Freunden beim Weine viele Zeit hingebracht habe. Aber Philinus bewies die Ungereimtheit dieser Behauptung aus den Tagebüchern des Königs, in welchen es sehr oft und fast immerfort heißt, er habe diesen Tag, und manchmal auch den folgenden, vom Trinken her verschlafen. Deßhalb war er auch zum Beischlaf nicht sehr aufgelegt, dagegen heftig und jähzornig, was Beides von der Wärme seines Körpers herkam. Man behauptet ferner, sein Körper habe einen ungemein lieblichen Geruch gehabt, in Folge dessen auch seine Leibröcke voll würzigen Wohlgeruchs gewesen seien. Auch dieß muß man für einen Beweis von Wärme halten. So bringen auch nur die trockensten und heißesten Gegenden der Erde den Kasienlorbeer und den Weihrauch hervor; denn der Wohlgeruch entsteht, wie Theophrastus behauptet, durch die Verkochung der Feuchtigkeiten, wenn die schädliche Nässe von der Wärme verzehrt wird. Auch Kallisthenes ist wahrscheinlich nur deßhalb bei Alexander in Ungnade gefallen, weil er wegen des vielen Trinkens nicht gern an seiner Tafel speiste. So ließ er auch einen großen Becher, den man den Alexandersbecher nannte, wie er an ihn kam, an sich vorübergehen mit den Worten: er möge nicht, um aus Alexanders Becher zu trinken, dem Asklepius*) in die Hände fallen. So viel über die Trunksucht des Alexander.

2. Von Mithridates, demselben welcher die Römer bekriegte, wird erzählt, er habe bei den Kampfspielen, die er anstellte,

*) D. h. dem Arzte.

auch Preise für Die, welche am meisten essen und trinken können, ausgesetzt und sei selbst in beiden Fächern Sieger geworden, und überhaupt der größte Trinker unter allen seinen Zeitgenossen gewesen, davon er auch den Beinamen Dionysus erhalten. Da bemerkte ich: diese Angabe über den Grund seines Beinamens gehört unter die Dinge, die fälschlich geglaubt werden. Denn in früher Kindheit schlug ein Blitz in seine Windeln, ohne seinen Körper zu verletzen; nur ein kleines Feuermal auf seiner Stirn, welche vom Haupthaar geschützt war, blieb zurück. In seinen Mannesjahren sodann schlug ihm der Blitz noch einmal in sein Schlafzimmer, während er darin schlief, berührte aber ihn selbst nicht, sondern drang in den neben ihm hängenden Köcher und verbrannte die Pfeile. Dieß deuteten die Wahrsager dahin, er werde durch seine Bogenschützen und seine leichten Truppen zu großer Macht gelangen; das Volk aber gab ihm den Beinamen Dionysus, weil es ihm mit dem Einschlagen des Blitzes ähnlich wie Diesem gegangen war.

3. Hierauf kam man auf die Vieltrinker im Allgemeinen zu sprechen. Unter diesen wurde auch der Faustkämpfer Heraklides genannt, der zu unserer Väter Zeiten lebte und von den Alexandrinern den Spottnamen: „der kleine Herakles“ erhielt. Da er Niemand fand, der ihm im Trinken Stand halten konnte, so lud er Einzelne zum Morgentrunk, Andere zum Frühstück, wieder Andere zur Hauptmahlzeit, und zuletzt noch eine Anzahl zum Nachtgelage ein, so daß, wenn die erste Gesellschaft abzog, die zweite sie ablöste und sofort die dritte und vierte; er selbst aber hielt ohne Unterbrechung bei allen aus und machte die vier Trinkgelage bis zum Ende durch.

4. Am Hofe von des Tiberius Cäsar Sohn Drusus befand sich ein Arzt, der Alle im Trinken übertraf. Man kam jedoch darauf, daß er jedesmal vor dem Trinken fünf bis sechs bittere Mandeln aß, um

sich vor Berauschung zu schützen; wenn man aber auf ihn Acht gab, und ihn daran verhinderte, konnte er es nur kurze Zeit aushalten. Einige meinten nun, die Mandeln haben eine ätzende und reinigende Wirkung auf den Körper, wie sie auch die Sommersprossen im Gesichte vertreiben, so daß sie, wenn sie vor dem Trinken genossen werden, durch ihre Bitterkeit die Poren öffnen, und ein gewisses Stechen erregen, welches die Feuchtigkeit durch Verdunstung aus dem Kopfe herausziehe Ich aber war eher der Meinung, die Bitterkeit habe die Wirkung, daß sie die Feuchtigkeit auftrockne und aufzehre; daher sind auch unter allen Säften die bitteren für den Geschmack am widrigsten, weil die ihnen inwohnende Trockenheit, wie Plato sagt, die weichen und dünnen *) Aederchen der Zunge widernatürlich zusammenzieht, so daß ihre Feuchtigkeit ausschwitzt. Auch Wunden pflegt man mit bittern Mitteln auszutrocknen, wie der Dichter sagt (Homer Il. XI, 846 f.)

Dann legte er bittere Wurzel
Drauf, in den Händen zerquetscht, schmerzstillende, welche die Schmerzen
Völlig bezwang: und das Blut ließ nach; es erharschte die Wunde,

und er nennt es mit Recht dem Geschmacke nach bitter, der Wirkung nach trocknend. Bekanntlich sind auch die Streupulver, womit sich die Weiber den Schweiß vertreiben, wesentlich bitter und verstopfend in Folge der starken Zusammenziehung welche die Bitterkeit mit sich bringt. Bei solchem Sachverhalt nun — so schloß ich — läßt es sich begreifen, daß die Bitterkeit der Mandel gegen den Wein hilft, indem sie die inneren Theile des Körpers austrocknet und so die Anfüllung

*) Bei Plato heißt es: zarte und feuchte.

der Adern verhindert, von deren Anspannung und Störung man die Berauschung herleitet. Ein starker Beweis für diese Ansicht ist auch der Vorgang bei den Füchsen: denn wenn diese bittre Mandel fressen und nicht sogleich darauf trinken können, so müßen sie sterben, weil ihnen die Feuchtigkeit auf einmal entschwindet.

Siebente Frage:

Warum trinken Greise den Wein am liebsten ungemischt?

Es wurde die Frage aufgeworfen, warum die Greise den Wein am liebsten ungemischt trinken. Einige, welche der Meinung waren, weil ihre Leibeskonstitution verkältet und schwer zu erwärmen sei, so passe ein stärkeres Getränk für sie, brachten damit nur ein gewöhnliches, auf der Hand liegendes Gerede vor, das weder einen Grund abgeben kann noch überhaupt eine Wahrheit enthält. Denn das Gleiche ist bei den Greisen auch mit den übrigen Sinnorganen der Fall. Sie sind nämlich stumpfsinnig und lassen nur schwer die Eindrücke von Eigenschaften auf sich wirken, wenn sie nicht in voller Stärke auf sie eindringen. Der wahre Grund liegt in der Erschlaffung ihrer Leibeskonstitution, denn da diese abgeschwächt und abgespannt ist, liebt sie stärkere Eindrücke. Deßhalb behagen auch ihrem Gaumen nur scharfe Säfte; und ebenso verhält sich ihr Geruchssinn zu den Gerüchen, und findet sich daher von unverdünnten und starken Gerüchen angenehmer berührt. Auch für Wunden ist ihr Gefühl wenig empfindlich, und sie fühlen, wenn sie einmal sich verletzen, sehr wenig Schmerz. Ganz ebenso verhält es sich mit dem Gehör, denn alt gewordene Musiker spannen die Saiten höher und straffer, um gleichsam durch das Anschlagen des stärkeren Tons das Gehör zu wecken. Was die Härtung dem Eisen zu seiner Schärfe leistet, das

leistet auch der Geist dem Körper zu seiner Empfindung. Ist aber jener abgespannt und kraftlos, so bleibt nur noch eine unlebendige und materielle Empfindungsfähigkeit zurück, welcher allerdings ein scharfer Sporn, wie der ungemischte Wein, Bedürfniß ist.

Achte Frage:

Warum lesen alte Leute besser aus der Ferne?

1. Nun schien aber den Gründen, welche wir in der vorhergehenden Frage aufgebracht hatten, die Beschaffenheit des Gesichtssinns zu widersprechen. Denn die älteren Leute müssen das Geschriebene, um es lesen zu können, weit von den Augen weghalten, und sind nicht im Stande, aus der Nähe zu lesen, wie dieß auch Aeschylus mit den Worten andeutet:

> Sahst du ihn nicht von fern? denn in der Nähe siehst
> Du nichts, obwohl als Greis du deutlich lesen kannst,

und Sophokles sagt das Gleiche von den Greisen noch deutlicher:

> Denn langsam nur die Rede kommt dem Greise zu
> Und dringt mit Mühe nur durch seinen Ohrkanal:
> Die Ferne sieht er, für die Nähe völlig blind.

Wenn nun also die Sinne der Greise gerade den heftigen und starken Eindrücken vorzugsweise zugänglich sind, woher kommt es, daß sie beim Lesen den nahen Lichtschein nicht ertragen können, und das Geschriebene ferne halten und den Lichtglanz schwächen, indem sie ihn, wie Wein mit Wasser, mit der Luft verdünnen?

2. Einige waren über diesen Punkt der Ansicht, daß die Greise die Schrift nicht darum von den Augen weghalten, um den Lichtschein zu mildern, sondern um desto mehr Lichtstrahlen in sich aufzunehmen und zusammenzufassen und den Raum zwischen den Augen und der

Schrift mit heller Luft zu füllen. Andere traten der Ansicht Derjenigen bei, welche die Strahlen der Augen auf Einen Punkt zusammenfallen lassen. Da nämlich von jedem Auge ein Kegel ausgeht, dessen Spitze auf dem Auge ruht und dessen Grundfläche den geschauten Gegenstand umfaßt, so ist es wahrscheinlich, daß die beiden Kegel bis auf eine gewisse Entfernung gesondert von einander bleiben, in weiterer Entfernung aber sich mit einander vereinigen und dann beide nur ein Licht bilden. Deßhalb erscheint unserem Gesichte jeder Gegenstand einfach und nicht doppelt, ungeachtet er von beiden Augen zugleich gesehen wird, aus dem Grunde, weil die Vereinigung der beiden Kegel und ihres Lichtes zwei Ansichten zu einer einzigen macht. Dieß vorausgesetzt, haben die Greise, wenn sie die Schrift nahe vor sich hinhalten, nur eine schwache Empfindung, weil die beiden Strahlenkegel sich noch nicht vereinigt haben und jeder von beiden den Gegenstand gesondert berührt; wenn sie aber die Schrift weiter von sich halten, so sehen sie es viel deutlicher, weil dann das Licht durch die Vereinigung bereits stark geworden ist, wie wenn man mit beiden Händen zugleich anfaßt, was man mit einer nicht halten kann.

3. Da fiel mein Bruder Lamprias ein und las uns fast ganz jene geistreiche Abhandlung von Hieronymus vor, nach welcher wir die Gegenstände mittelst der Bilder sehen, welche von diesen selbst auf unser Gesicht fallen. Diese Bilder sind im Anfang ihrer Ausstrahlung groß und grob und belästigen daher aus der Nähe den langsamen und stumpfen Gesichtssinn der Greise. Wenn sie aber in die Luft herauskommen und durch einen Zwischenraum hindurchgehen, so brechen sich rings herum die gröberen Theile derselben und fallen ab, und nur die feineren kommen dem Gesichte nahe und dringen leicht und ohne wehe zu thun durch die Oeffnungen ein, so daß sie dann nichts Beschwerliches mehr haben und leichter faßbar sind. Denn auch der Geruch

der Blumen ist angenehmer, wenn er uns aus der Ferne zukommt; bringt man sie aber zu nahe an sich, so geben sie keinen so reinen und vollkommenen Geruch mehr. Dieß kommt daher, weil mit dem Geruche vieles Erdige und Unreine abgeht, was, wenn man es in der Nähe riecht, dem Wohlgeruche schadet; hat man ihn aber aus der Ferne, so lösen sich die unreinen und erdigen Theile ab und fallen herunter, und nur die reinen und frischen Gerüche gelangen mittelst ihrer Feinheit bis zu unserem Geruchssinn.

4. Ich für meine Person halte an dem platonischen Grundsatz fest und behaupte, daß ein strahlenartiger Geist von den Augen ausgeht, und sich mit dem äußeren Lichte vermischt und so vereinigt, daß aus beiden zusammen ein einziges Ganzes von gleicher Beschaffenheit entsteht. Diese gegenseitige Vermischung geschieht nach dem Verhältniß des gleichen Maßes; denn der eine Theil darf nicht von dem andern überwältigt und verschlungen werden, sondern aus beiden muß sich durch harmonische und gleichmäßige Verbindung eine einzige mittlere Substanz bilden. Wenn nun bei den Greisen das, was aus ihrem Augapfel herausleuchtet, nenne man es nun eine Strömung oder einen lichtartigen Geist oder einen Lichtstrahl, schwach und unwirksam wird, so kann es sich nicht mehr mit dem äußeren Lichte in rechtem Verhältnisse vermischen, sondern würde getrübt und verlöscht, wenn nicht die Greise dadurch, daß sie die Schrift weit von den Augen weghalten, den übermäßigen Lichtglanz schwächen würden, so daß er nicht mit seiner ganzen Masse und Helle, sondern in ebenmäßigem Grade ihnen ins Gesicht fällt. Dieß ist auch der Grund, warum manche Thiere die Eigenschaft haben, ihre Nahrung bei Nacht zu suchen; denn ihre Sehkraft, welche dem Tageslicht gegenüber zu schwach ist, wird von diesem überfluthet und überwältigt, weil sie bei ihrer schwachen und geringen Kraft sich nicht mit dem massenhaften

und starken Lichte vermischen kann; für das dämmernde und sanfte Licht dagegen, wie das der Sterne ist, hat es eine hinreichende, der Größe nach entsprechende Lichtausströmung, so daß sein Gesicht mit demselben sich in Beziehung setzen und von ihm Beistand erhalten kann.

Neunte Frage:

Warum ist Süßwasser zum Kleiderwaschen besser als Meerwasser?

1. Als wir einmal bei Metrius Florus zu Tische waren, erklärte der Grammatiker Theon dem Stoiker Themistokles, er wisse nicht, warum wohl Chrysippus, der in vielen seiner Werke so auffallende und seltsame Dinge vorbringe, wie, daß Pöckelfleisch, wenn man es in Seewasser einweiche, wohlschmeckender werde, oder daß ein Bließ Wolle sich leichter nach und nach als mit Gewalt auseinander reißen lasse, oder daß Nüchterne mit weniger Appetit essen, als Solche, welche schon vorher etwas genossen haben, bei keiner von diesen Erscheinungen den Grund derselben angegeben habe. Themistokles erwiederte, Chrysippus habe dieß ohne weitere Absicht als Beispiel dafür angeführt, daß wir uns von dem Wahrscheinlichen leicht und unbedacht einnehmen lassen, dem Unwahrscheinlichen aber keinen Glauben schenken, und wandte sich dann gegen Theon mit den Worten: Was hast denn aber du, mein Bester, mit solchen Fragen zu schaffen? Wenn du dich uns als Erforscher und Beurtheiler von Ursachen zeigen willst, so brauchst du dich nicht so weit von deinem eigenen Gebiete zu entfernen; sage mir vielmehr, warum läßt Homer die Nausikaa ihre Wäsche im Flusse und nicht im Meere waschen, das doch ganz in der Nähe war, und dessen Wasser, da es wärmer und durchsichtiger ist, offenbar auch zum Reinigrn besser taugt?

2. Theon: diese Frage, die du mir vorlegst, hat Aristoteles längst schon gelöst, indem er es der erdigen Beimischung zuschrieb. Denn im Meere ist eine Menge grober und erdiger Stoffe verbreitet, durch deren Beimischung es salzig wird, weßhalb auch das Meer die Schwimmenden leichter oben hält und schwerere Lasten trägt, als das Süßwasser, welches in Folge seiner Leichtigkeit und Schwäche leicht nachgibt. Dieses ist nämlich unvermischt und rein, und eben weil es so dünn ist, dringt es leicht in die Wäsche ein, und tilgt, weil es durchfließt, die Flecken besser weg als das Meerwasser. Oder hältst du diese Erklärung des Aristoteles nicht für wahrscheinlich?

3. Für wahrscheinlich wohl, erwiederte ich, aber nicht für wahr; denn ich habe schon gesehen, daß man das Wasser mit Asche und Steinen, oder, wenn dieß nicht gerade bei der Hand ist, oft auch mit Staub verdichtet, weil solche erdige Körper mittelst ihrer rauhen Oberfläche besser im Stande sind, den Schmutz abzuwaschen, während das bloße Wasser wegen seiner Dünnheit und Schwäche nicht dasselbe leistet. Aristoteles behauptete also mit Unrecht, das Meerwasser tauge wegen seiner dicken Theile nicht dazu, während es doch eben die nöthige Schärfe zum Reinigen hat, denn eben diese öffnet die Poren und spült so den Schmutz weg. Vielmehr möchte der Grund, warum das Meerwasser keine schöne Wäsche gibt, hauptsächlich in seiner Fettigkeit liegen, weil alles Fette schlecht wascht und Flecken gibt. Daß es aber fett sei, hat Aristoteles selbst auch bemerkt. Denn das Salz enthält eine Fettigkeit, und die Lampen brennen besser, wenn man es dazu nimmt, und wenn man Meerwasser ins Feuer sprizt, so flammt es mit diesem auf, und überhaupt brennt unter allen Wassern das Meerwasser am liebsten, und ist ebendeswegen meines Erachtens auch das wärmste. Jedoch läßt sich die Sache auch noch auf andere Weise darthun. Der Zweck des Waschens ist die Trockenheit, und je

trockener ein Stück ist, für desto reiner hält man es. Das Waschwasser muß also zugleich mit dem Schmutze schnell abgehen, wie die Nießwurz mit der Krankheit. Nun zieht die Sonne das Süßwasser wegen seiner Leichtigkeit schnell auf, das Salzwasser aber bleibt wegen seiner Rauheit in den Zwischenräumen hängen und trocknet nur schwer auf.

4. Da ergriff Theon das Wort und erklärte: du weißst nichts, denn Aristoteles sagt in der gleichen Schrift, nach einem Seebad werde man, wenn man sich in die Sonne stelle, schneller trocken, als nach einem Flußbad. Ja, erwiederte ich, das behauptet er, aber ich meinte, du werdest dem Homer, der das Gegentheil behauptet, eher Glauben schenken; Odysseus nämlich begegnete nach erlittenem Schiffbruch der Nausikaa:

> Gräßlich erschien er den Mädchen, entstellt von dem Schaume der Salzflut,

und sagte zu ihren Mägden:

> Tretet beiseit, ihr Mädchen, ein Weniges, daß ich indeß mir
> Selbst von den Schultern das Salz abspüle;

und stieg dann in den Fluß,

> Und vom Haupt auch rieb er den fest anhaftenden Meerschaum.*)

Der Dichter hat also sehr gut eingesehen, wie es in einem solchen Falle zu gehen pflegt. Denn wenn man aus dem Meere herauskommt und sich an die Sonne stellt, so zertheilt die Wärme den feinsten und leichtesten Theil der Nässe, und dann bleibt auf dem Körper eine Salzkruste zurück, bis man sie mit süßem Trinkwasser abspült.

---

*) Od. VI, 137. 218. 226.

Zehnte Frage:

Warum wird in Athen dem Chore des äantischen Stammes niemals der letzte Platz angewiesen?

1. Bei dem Schmauße, welchen Serapion zur Feier des Sieges gab, *) den er als Chorführer des leontischen Stammes gewonnen hatte, und zu welchem auch ich als aufgenommenes Mitglied dieses Stammes geladen war, wurde nur über das Nächstliegende, den Glanz des festlichen Tages, gesprochen. Denn der Kampf wurde mit dem angestrengtesten Wetteifer geführt unter dem Vorsitz des Königs **) Philopappus, der das Fest glänzend und großartig angeordnet und für alle Stämme die Kosten ihrer Chöre bestritten hatte. Er speiste ebenfalls mit uns, und unterhielt sich mit uns gleich sehr aus Höflichkeit wie aus Interesse über Gegenstände des Alterthums.

2. Einen solchen Gegenstand brachte der Grammatiker Markus zur Sprache, daß nämlich Neanthes aus Kyzikus in seiner Mythengeschichte der Staaten behaupte, der äantische Stamm habe das Vorrecht gehabt, daß seinem Chore niemals der letzte Platz zuerkannt werde, jedoch ohne einen geschichtlichen Beweis dafür beizubringen. Wenn ihr es — so schloß er — troz dem nicht für unwahr haltet, so schlage ich der Gesellschaft die Aufsuchung der Ursache jenes Vorrechts als Gegenstand der Unterhaltung vor. Wie nun aber, warf unser Freund Milo ein, wenn die Angabe nicht wahr wäre? worauf Philopappus erwiederte: es ist nichts so Arges, wenn es uns auch einmal

*) In Athen.

**) „König" hieß in Athen der zweite Archon, welcher die Leitung der Feste hatte. Andere beziehen den Namen auf Kaiser Hadrian oder auf einen syrischen König Philopappus.

aus Wißbegierde ebenso geht, wie dem weisen Demokritus. Dieser aß, wenn ich mich recht erinnere, einmal Feigen; da sie ihm nach Honig zu schmecken schienen, fragte er seine Magd, wo sie dieselben gekauft habe, und da sie ihm den betreffenden Garten nannte, stand er auf und befahl ihr, ihm den Weg dahin zu zeigen. Als das Weib sich darüber verwunderte und ihn fragte, was er denn wolle, erklärte er: ich muß den Grund dieser Süßigkeit auffinden, und kann dieß nur, wenn ich an Ort und Stelle gehe. Da lachte das Weib und sagte: setze dich nur wieder hin; ich habe aus Versehen die Feigen in ein Gefäß gelegt, in welchem noch Honig war. Nun rief er mit einer Art von Entrüstung: Du ärgerst mich zu Tode, aber dennoch werde ich die Sache vornehmen und dem Grunde nachforschen, wie wenn die Süßigkeit eine angeborene Eigenschaft der Feigen wäre. Und so sollten auch wir die stellenweise Leichtfertigkeit des Neanthes nicht zum Vorwand nehmen, um dieser Besprechung auszuweichen, denn sie wird, wenn sie auch sonst keinen Nutzen bringt, uns wenigstens Gelegenheit geben uns daran zu üben.

3. Nun überströmten Alle gleichmäßig vom Lobe des äantischen Stammes und suchten Alles zusammen, was ihm zum Ruhme gereichen konnte. Da wurde Marathon herbeigezogen, das ein Gau jenes Stammes gewesen; man bewies, daß Harmodius aus dem Gau Aphidna gebürtig, folglich ein Aeantide sei; der Rhetor Glaukias behauptete, die Aeanten haben bei Marathon den rechten Flügel des Heeres gebildet und suchte dieß aus den Elegien des Aeschylus, der selbst auch in jener Schlacht rühmlich mitgekämpft habe, auf die bei Marathon Gefallenen *) zu beweisen. Weiter suchte er darzuthun,

*) Die Konjektur Kaltwassers „auf die bei Marathon Gefallenen" ist die wahrscheinlichste; der herkömmliche Text lautet: *εἰς τὴν μεϑορίαν*.

daß auch der Polemarch Kallimachus, der sich damals durch persönliche Tapferkeit auszeichnete und nächst Miltiades das Meiste zum Siege beitrug, sofern er dessen Vorschlag unterstüzte, aus jenem Stamm gewesen sei. Ich stimmte dem Glaukias bei, weil auch der Volksbeschluß, in Folge dessen Miltiades die Athener ins Feld führte, unter dem Vorsitz des äantischen Stammes gefaßt wurde, und weil in der Schlacht bei Platää dieser Stamm sich besonders ausgezeichnet hat. Dies war auch der Grund, warum die Aeantiden das von dem pythischen Orakel befohlene Dankopfer für den Sieg den sphragitischen Nymphen auf dem Kithäron darbringen mußten, wozu ihnen der Staat das Opferthier nebst Zubehör lieferte. Indeß, fuhr ich fort, siehst du wohl, daß auch die andern Stämme viele Vorzüge haben, und ihr wisset, daß vor Allem mein Stamm, der leontische, keinem andern an Ruhm nachsteht. Bedenket daher, ob es nicht wahrscheinlicher ist, daß jene Bestimmung zu dem Zwecke getroffen worden sei, um den Namensvater jenes Stammes damit zu besänftigen und zu erbitten; denn der Telamonier duldet nicht leicht eine Zurücksetzung, sondern ist im Stande aus Zorn und Eifersucht schonungslos über Alles herzufallen; um ihn also nicht zu ärgern und ihn zu beschwichtigen, beschloß man, um die für ihn beleidigendste Zurücksetzung unmöglich zu machen, seinen Stamm niemals auf den letzten Platz zu verweisen.

Zweites Buch.

Vorrede.

Lieber Sossius Senekio! Die Bestandtheile, welche zur Herrichtung der Gastmähler und Trinkgelage gehören, haben theilweise eine wesentliche Bestimmung, wie Wein, Brod und Zukost und natürlich auch Polster und Tische; andere aber treten noch hinzu, nicht durch ein Bedürfniß veranlaßt, sondern des Vergnügens wegen, wie die Genüsse für Augen und Ohren und ein Possenreißer wie Philippus im Gastmahl des Kallias. Kann man diese haben, so hat man seine Freude daran; fehlen sie aber, so vermißt man sie auch nicht sehr, und setzt darum an der Gesellschaft nicht aus, daß ihr etwas fehle. Ebenso verhält es sich auch mit den Unterredungen dabei. Die einen werden von anständigen Gästen als etwas für die Tischgesellschaft Ersprießliches aufgenommen, andere läßt man sich gefallen, weil sie eine annehmliche Belehrung bieten, die für eine solche Gelegenheit eher als Flöte und Leier paßt. Von solchen brachte schon das erste Buch gemischte Beispiele: nämlich von ersterer Art die Gespräche, ob man beim Trinken philosophiren dürfe, und ob man den Gästen die Plätze anweisen oder ihrer freien Wahl überlassen

solle; zu der letzteren Art sodann gehören die Gespräche, welche von dem poetischen Triebe der Liebenden nnd dem äantischen Stamme handeln; die ersteren bezeichne ich demnach als eigentliche Tischreden, die letzteren mit einem allgemeineren Namen als Reden bei Tische. *) Ich habe in der Darstellung die Gespräche beider Arten nicht von einander ausgesondert, sondern ohne bestimmte Ordnung niedergeschrieben, wie sie mir gerade in Erinnerung kamen. Die Leser dürfen sich jedoch nicht wundern, wenn ich in diese Schrift, die doch an dich selbst gerichtet ist, auch einige deiner früheren Reden aufgenommen habe; denn obwohl die Erinnerung keine neue Kenntniß zur Folge hat, **) so erregt sie doch oft die gleiche Stimmung wie das Erlernen.

Erste Frage:

Welche Fragen und Witze hört man gerne, und welche nicht?

1. Unter den zehn Fragen, welche jedem Buche zugetheilt sind, ist die erste in diesem Buch eine solche, welche Xenophon, des Sokrates Schüler, uns gewissermaßen aufgegeben hat. ***) Er erzählt nämlich, Gobrias habe, als er bei Kyrus speißte, unter Anderem auch das an den Persern bewundert, daß sie solche Fragen an einander richteten, daß es angenehmer war, so gefragt zu werden, als nicht gefragt zu werden, und einander in der Art aufzogen, daß man sich lieber so

*) Es werden solche Reden, welche ihrem Inhalt nach mit dem Gastmahl zusammenhängen, unterschieden von Reden zufälligen Inhalts.

**) Statt ποιῶσι liest Wyttenbach πάντως ὦσι: denn wenn auch das Erlernen etwas Anderes ist als die Erinnerung, so fallen doch oft beide in Eins zusammen.

***) Kyrop. V. 2.

aufziehen ließ, als gar nicht. Und in der That, wenn Andere oft sogar durch ihr Lob Anstoß geben, wie sollte man da nicht die Gewandtheit und den Verstand Solcher bewundern, aus deren Spott sich die Getroffenen ein Vergnügen und eine Ehre machten. Wie wir nun bei dir in Paträ zu Gaste waren, sagtest du, du möchtest gerne erfahren, von welcher Art und Form diese Fragen seien; denn — bemerktest du — es ist ein wichtiger Theil der Kunst des Umgangs, bei Fragen und Scherzen das Richtige zu erfassen und einzuhalten.

2. Gewiß, erwiderte ich, aber siehe zu, ob nicht Xenophon selbst schon in der Beschreibung des sokratischen Gastmahls und der persischen Mahlzeiten das Wesen dieser Fragen nachweißt. Wünschest du aber, daß auch ich eine Darstellung derselben versuche, so bin ich fürs Erste der Ansicht, daß man sich das gerne fragen läßt, was man leicht beantworten kann, d. h. was man versteht. Fragt man aber nach Dingen, welche den Befragten unbekannt sind, so ärgern sich diese, daß sie nicht antworten können, wie Leute, die um etwas angesprochen werden, was sie nicht geben können, oder gerathen sie, wenn sie doch auf Grund unsicherer Meinungen und Vermuthungen antworten, in Verwirrung und Verlegenheit. Ist aber die Antwort nicht nur leicht, sondern auch noch gewählt, so macht sie dem, der sie gibt, auch mehr Vergnügen. Solche treffende Antworten können nur Solche geben, welche Kenntnisse besitzen, von welchen nur Wenige etwas wissen und gehört haben, wie über Astronomie oder Dialektik, wofern sie nämlich darin geschickt sind. Denn Jeder hat nicht nur daran seine Freude, sein Geschäft zu betreiben, und den ganzen Tag damit zuzubringen, sondern auch am Sprechen über das,

Worin er selbst sich übertrifft in seiner Kunst,

wie Euripides sagt; und man ist erfreut, über Dinge gefragt zu werden, deren Kenntniß man nicht gern unbekannt läßt oder verheimlicht.

Darum lassen sich Solche, welche zu Land und zur See weit herumgekommen sind, recht gerne über entlegene Länder, auswärtige Meere, fremde Sitten und Gesetze ausfragen, und erzählen bereitwillig und beschreiben genau jede Bai und jede Gegend und finden darin eine dankbare Entschädigung für die ausgestandenen Beschwerlichkeiten. Ueberhaupt ist es uns lieber, wenn wir über solche Dinge, die wir auch ungefragt und aus eigenem Antrieb zu erzählen pflegen, gefragt werden, denn wir kommen damit in die Lage, Leuten eine Gefälligkeit zu erweisen, die wir außerdem damit zu belästigen fürchten müßten. Die leztere Krankheitsform ist namentlich bei den Seefahrern zu Hause; die Leute von feinerer Lebensart dagegen wollen, daß man nach dem frage, was sie gerne erzählen würden, wenn sie nicht die Rücksicht auf die Anwesenden abhielte, wie z. B. ihre eigenen glücklichen Unternehmungen. Deßhalb hat auch Nestor, welcher den Ehrgeiz des Odysseus kannte, wohl daran gethan, diesen mit den Worten anzureden (Il. X, 544 f.):

Sag, o gepriesener Held, du Stolz der Achäer, Odysseus,
Wie ihr die herrlichen Rosse gewannt.

Man ärgert sich immer über Leute, welche sich selbst loben, und ihre glücklichen Unternehmungen herzählen, außer wenn Einer der Anwesenden sie dazu auffordert, und sie so zu sprechen gezwungen sind. Deßhalb lassen sich die Leute gerne über Gesandschaften und andere Dienste für den Staat ausfragen, wenn sie gerade etwas Großes und Glänzendes ausgerichtet hatten. Deßhalb fragen auch ihre Neider und Gegner sie am allerwenigsten darüber aus, und wenn Andere dieß thun, beugen sie vor und leiten das Gespräch auf Anderes und lassen die Erzählung nicht aufkommen, da sie keine Gelegenheit zu einer Rede zulassen wollen, die für den Redner rühmlich wäre. Man kann also Jemand eine Gefälligkeit erweisen, wenn man ihn durch

Fragen zu einer Antwort veranlaßt, von der er weiß, daß sie von seinen Feinden und Neidern nicht gerne gehört wird.

3. So sagt Odysseus zu Alkinous (Od. IX, 12 f.):

Aber nach meinem Geschick, dem bejammernswerthen zu forschen,
Warst du geneigt, damit ich noch mehr wehklag' in Betrübniß,

und der Chor zu Oedipus (auf Kol. 510 f.)

Grausam ist es fürwahr, wenn wir das lang
Schlummernde Leid wecken, o Fremdling.

das Gegentheil aber behauptet Euripides, nämlich

Daß, wer gerettet, gern an die Gefahren denkt.

Dieß gilt aber nicht von denen, welche noch nicht in Sicherheit sind und noch zu leiden haben. Man hüte sich also, Jemand nach seinen Unfällen zu fragen. Denn es ist für solche Leute peinlich, von verlorenen Processen, von der Beerdigung ihrer Kinder oder von Unglück im Handel zu Wasser oder zu Land erzählen zu müssen. Dagegen über den glücklichen Ausgang eines Rechtstreits, über gnädige Worte des Königs an sie, oder wie sie, während die Andern in Stürme geriethen oder Räubern in die Hände fielen, allein der Gefahr entronnen seien, lassen sie gerne wiederholt fragen, ja die Erzählung wird ihnen gewissermaßen zu einem Wiedergenuß und sie sind unersättlich mit Erzählungen aus ihrer Erinnerung. Ferner sehen es die Leute gern, wenn man sich nach ihren Freunden, denen es gut geht, nach den Fortschritten ihrer Kinder im Lernen, in Vertheidigungsreden oder in der Gunst der Könige erkundigt. Noch lieber ist es ihnen und noch bereitwilliger geben sie Auskunft, wenn man sie über die Schande und den Verlust ihrer Feinde fragt, und wie sie überwiesen und verurtheilt worden und zu Fall gekommen seien; fragt man sie aber nicht darnach, so halten sie an sich, um nicht in den

Verdacht der Schadenfreude zu kommen. Man thut auch wohl, den Jäger über die Hunde, den leidenschaftlichen Athleten über Wettkämpfe in körperlicher Fertigkeit und die Verliebten über ihre Schönen zu befragen. Der Gottesfürchtige, der gern opfert, erzählt gerne Träume, und was ihm mit Hülfe von Vorzeichen, Opfern und mit der Gunst der Götter geglückt ist, und läßt sich über alles dieß gerne ausfragen. Alten Leuten endlich thut man mit Fragen, auch wenn ihr Inhalt gar kein Interesse für sie hat, immer einen Gefallen, wenn man ihnen nur die erwünschte Gelegenheit zum Gespräche gibt.

Nestor, o Neleus' Sohn, du verkündige lautere Wahrheit:
Wie starb Atreus' Sohn? —
Wo war da Menelaus? —
War er in Argos nicht, dem achaischen? *)

Hier fragt Telemachus Vielerlei auf einmal und gibt Veranlassung zu vielen Erzählungen, und macht es nicht wie Manche, welche die Fragen auf das Nothwendigste beschränken und den Spielraum der Antworten verengen und so den Greis um das bringen, was ihm das Liebste an der Unterhaltung ist. Ueberhaupt, wenn man mit seinen Fragen lieber Freude als Verdruß erregen will, darf man nur solche vorbringen, deren Beantwortung bei den Zuhörern keinen Tadel, sondern Lob, und nicht Haß und Entrüstung, sondern Wohlwollen und Dank zur Folge hat. So viel über die Fragen.

4. Was aber die Spottreden betrifft, so soll, wer sie nicht mit Vorsicht und Gewandtheit bei passender Gelegenheit anzubringen weiß, sich derselben gänzlich enthalten. Denn wie man auf einem schlüpfrigen Boden im Vorbeigehen schon durch die geringste Berührung umgeworfen wird, so ist auch beim Weine jeder

*) Homer Od. III, 247 f.

Anlaß zu unziemlicher Rede für uns gefährlich. Durch Spottreden werden wir manchmal mehr aufgebracht als durch Schimpfreden, weil wir diese häufig unabsichtlich dem Zorn entfahren sehen, jene aber, weil sie nicht unabsichtlich, sondern ein Ausfluß des Muthwillens und der Boshait sind, verabscheuen. Und überhaupt ist uns die Unterhaltung mit Leuten, die zu reden verstehen, mehr zuwider als die mit possenhaften Schwätzern, denn man merkt, daß mit dem Spotte überhaupt eine Absicht zu beleidigen verbunden und daß er eine muthwillige und vorbedachte Schmähung ist. Wer einen Andern einen Salzfischhändler nennt, der schimpft einfach; wer aber sagt: „ich weiß noch wohl, wie du dich mit dem Arme geschneuzt hast" *), der verhöhnt. So erwiederte Cicero dem Octavius, der für einen geborenen Libyer galt, als er vorgab, er verstehe ihn nicht, wenn er spreche: „und doch hast du durchbohrte Ohren" **); und Melanthius, der von einem Komödiendichter verspottet wurde, erwiederte: „du gibst mir einen Vorschuß zurück, den du mir nicht schuldig bist." Spottreden also schmerzen mehr, weil sie wie Pfeile mit Widerhacken länger haften bleiben, und ein feiner Spott kränkt nicht blos den, welchem er gilt, sondern belustigt auch noch die Zuhörer. Diejenigen nämlich, welche an einem solchen Witze Vergnügen finden, scheinen Dem, der ihn zur Verhöhnung machte, Glauben zu schenken. Denn die Stichelrede ist, wie Theophrastus sagt, nur in anderer Form der Vorwurf eines begangenen Fehlers, wo dann der Zuhörer, der von der Sache weiß und daran glaubt, aus eigenen Mitteln den Verdacht vervollständigt. Wer z. B. in Freude und Lachen darüber ausbricht, daß Theokritus einem Manne, der für einen Beutelschneider galt, und

*) Weil diese Häringshändler gewöhnlich schmutzige Hände hatten.

**) Eine afrikanische Sitte.

ihn fragte, ob er zu einem Abendessen gehe, erwiederte: „ja, aber ich werde auch dort schlafen," der macht den Eindruck, daß er den Verdacht bestätige. Daher steckt ein Spötter ungehöriger Weise auch noch die anderen Anwesenden mit seiner Bosheit an, so daß sie eine Schadenfreude daran haben und selbst mithelfen. In dem sittenstrengen Lakedämon gehörte es zur Schulbildung, daß man Andere schonend verspotten und selbst den Spott ertragen lernte; wenn sich aber Jemand die Spöttereien verbat, so hörte der Spötter sogleich auf. Wenn nun schon eine nicht gewöhnliche Erfahrung und Gewandtheit dazu gehört, um nur unanstößige Späße zu machen, wie schwer muß es dann erst sein, solche Neckereien aufzufinden, welche dem Verspotteten angenehm sind?

5. Dennoch aber glaube ich fürs Erste, daß Neckereien, welche für die Schuldigen kränkend sind, Denen, welchen dieser Verdacht ferne liegt, sogar Freude machen können. So führt Xenophon scherzweise jenen überaus häßlichen und behaarten Mann unter dem Spottnamen eines Lieblings des Sambaules auf. Du erinnerst dich noch, wie unser Freund Quintus sich einmal während einer Krankheit beklagte, daß er kalte Hände habe, und Aufidius Modestus dazu bemerkte: „und doch hast du sie aus der Provinz sehr warm heimgebracht." Dieß gab dem Quintus Anlaß zum Lachen und zur Erheiterung; für einen räuberischen Proconsul aber wäre es ein beschimpfender Vorwurf gewesen. So war auch, als Sokrates den Kritobulus, einen Menschen von sehr schöner Gesichtsbildung, zum Wettstreite über die Schönheit aufforderte, dieses keine Verhöhnung, sondern ein Scherz. Ebenso neckte umgekehrt Alkibiades den Sokrates mit seiner Eifersucht wegen des Agathon. Auch den Königen macht es Freude, wenn man von ihnen wie von armen nnd gewöhnlichen Leuten spricht, wie einst ein Schmarozer dem Philipp, der sich

über ihn lustig machte, zurief: „Muß ich dich nicht füttern?“ Wenn man nämlich Jemand Schlechtigkeiten nachsagt, an denen nichts Wahres ist, so stellt man ebendamit seine wirklichen Vorzüge ins Licht; nur muß er diese Vorzüge unbestritten und zuverläßig besitzen, denn sonst möchte die scherzhafte Ableugnung derselben einen zweideutigen Verdacht erregen. Wenn man einem sehr reichen Manne droht, seine Gläubiger gegen ihn aufzuhetzen, oder einem Mäßigen, der nichts als Wasser trinkt, Trunksucht vorwirft, oder einen Mann, der großen Aufwand macht, prachtliebend und freigebig ist, einen Knicker und Knauser nennt, oder einem großen Rechtsgelehrten und Staatsmann droht, man werde ihn vor dem Gerichte fassen, so wird dieß ein heiteres Lachen erregen. So wußte sich Kyrus bei seinen Kameraden dadurch beliebt und angenehm zu machen, daß er sie nur in solchen Uebungen zum Wettkampf aufforderte, in welchen sie ihm überlegen waren. Und als ein Opfer, bei welchem Ismenias die Flöte bließ, lange nicht günstig ausfallen wollte, nahm ihm der, welcher ihn bestellt hatte, die Flöte weg und spielte sie selbst auf eine lächerliche Weise. Wie nun die Anwesenden dieß tadelten, sagte er: „lieblich zu spielen, verleihen die Götter.“ Da lachte Ismenias und sagte: „an meinem Spiele fanden die Götter ein solches Vergnügen, daß sie eine Weile anhielten; als aber du spieltest, nahmen sie eiligst das Opfer an, um dich los zu werden.“

6. Ferner macht man auch, wenn man etwas Löbliches scherzweise mit einem Schimpfnamen benennt, vorausgesetzt, daß es in artiger Weise geschieht, größere Freude, als mit directem Lobe, wie es umgekehrt noch viel einschneidender wirkt, wenn man Jemand mittelst ehrenvoller Namen beschimpft, und z. B. einen Bösewicht Aristides, einen Feigling Achilleus nennt, oder wie Oedipus im Sophokles sagt (König Oed. 385):

Um sie der treue Kreon mich, mein erster Freund.

Ein Gegenstück dieser Art von Ironie bildet eine andere, welche auf Lob abzielt. Diese wendete auch Sokrates an, als er des Antisthenes Geschicklichkeit, mit welcher er Freundschaften unter den Leuten zu stiften und sie zum Wohlwollen zu verbinden verstand, Kuppelei und Zuführerei nannte; und den Philosophen Krates, der in allen Häusern, in die er eintrat, mit Hochachtung und Freundlichkeit aufgenommen wurde, nannte man den Thürenöffner.

7. Ebenso gibt auch ein Vorwurf, wenn er eine Danksagung heraushören läßt, einen artigen Scherz, wie Diogenes sich über den Antisthenes äußerte:

Der mich gehüllt in Lumpen und zum Bettler mich
Gemacht, der ausgestoßen wird aus jedem Haus.

Es würde nicht so anziehend gelautet haben, wenn er gesagt hätte: „welcher mich zu einem weisen und unabhängigen und glücklichen Menschen gemacht hat.“ Und jener Lakedämonier that, wie wenn er dem Vorsteher des Gymnasiums, weil er Holz geliefert hatte, das keinen Rauch gab, Vorwürfe machen wollte, und sagte: „dieser macht uns sogar das Weinen unmöglich.“ Ein Anderer nannte den, der ihm täglich zu essen gab, einen Seelenverkäufer und Tyrannen, durch dessen Schuld er so viele Jahre lang seinen eigenen Tisch nicht mehr gesehen habe. Wieder ein Anderer, den der König aus einem armen zu einem reichen Manne gemacht hatte, sagte, derselbe habe ihn hinterlistigerweise um Ruhe und Schlaf gebracht; oder wenn Jemand nach einer guten Weinerndte den Kabiren das zum Vorwurf machen wollte, womit sie scherzweise in Aeschylus „Kabiren“ drohen, daß sie den Weinessig im Hause rar gemacht haben. Denn solche Lobeserhebungen wirken stärker, weil sie den Dank in eindringlicherer

Weise ausdrücken und dabei Denjenigen, welchen ihr Lob gilt, keinen Anstoß geben und kein Leid anthun.

8. Wer treffende Sticheleien anbringen will, muß ferner auch den Unterschied zwischen Lastern und bloßen Neigungen kennen, z. B. zwischen dem Geldgeiz und der Streitsucht einerseits, und dem Hange zur Musik und zur Jagd andererseits, denn Anspielungen auf die ersteren erregen Unwillen, Scherze über die letzteren aber machen Vergnügen. So klopfte Demosthenes aus Mytilene an die Thüre eines Mannes, der ein großer Freund vom Singen und Kitharspielen war; wie nun dieser öffnete und ihn einzutreten bat, erwiederte er artig: „nicht eher als bis du deine Kithara eingesperrt hast.“ Unartig dagegen betrug sich jener Schmarozer des Lysimachus. Als ihm dieser einen Skorpion von Holz in seinen Mantel warf, sprang er erschrocken auf; wie er aber den Spaß merkte, sagte er: „Auch dich König, will ich schrecken: gib mir ein Talent.“

9. Die gleichen Unterschiede sind auch bei den vielerlei körperlichen Gebrechen zu machen. So lacht man darüber, wenn man mit einer Habichtsnase oder Stumpfnase aufgezogen wird. So nahm es Philippus, des Kassander Sohn, nicht übel, als Theophrastus zu ihm sagte: mich wundert, daß deine Augen nicht auf der Flöte spielen, da doch die Nase sich ihnen so nahe gibt. Und Kyrus gab einem Manne mit einer Habichtsnase den Rath, eine Frau mit einer Stumpfnase zu nehmen, dann werden sie zusammenpassen. Dagegen wird es übel aufgenommen, wenn man über den üblen Geruch der Nase oder des Mundes spottet. Deßgleichen läßt man sich Witze über Kahlköpfigkeit gerne gefallen, solche über die Blindheit aber sehr ungern. Antigonus scherzte zwar selbst über sein verlorenes Auge; als er nämlich einmal eine mit großen Buchstaben geschriebene Bittschrift erhielt, bemerkte er: „dieß freilich kann auch ein Blinder lesen;“ aber

dennoch ließ er den Theokritus aus Chios umbringen, weil derselbe auf die Versicherung eines Freundes, er dürfe nur dem Könige unter die Augen kommen, so werde er begnadigt werden, erwiederte: so wäre also meine Begnadigung unmöglich. Leo von Byzantium erwiederte dem Pasiades auf den Vorwurf, er habe sein Augenleiden von dessen Augen geerbt: „du wirfst mir ein körperliches Gebrechen vor, und merkst nicht, daß dein Sohn die Strafe auf dem Rücken trägt;“ Pasiades hatte nämlich einen buckligen Sohn. So ärgerte es auch den athenischen Volksführer Archippus, daß Melanthius über ihn wegen seines Höckers den Witz machte, er stehe dem Staat nicht vor, sondern bücke sich vor ihm. Manche übrigens nehmen solche Scherze gelassen und gleichgültig auf, wie z. B. der Freund des Antigonus, der ihn um ein Talent bat, es aber nicht erhielt, um eine Wache zu seiner Begleitung ersuchte, damit man ihm, wie er vorgab, nicht auflaure, weil er aussehe wie Einer, der ein Talent auf dem Rücken trägt. So verschieden sind die Ansichten der Menschen über ihre körperlichen Gebrechen: den Einen verdrießt dieses, den Andern jenes. Epaminondas trank einmal bei einem Gastmahle mit seinen Amtsgenossen hinterher noch Weinessig; wie man ihn nun fragte, ob denn dieß der Gesundheit zuträglich sei, erwiederte er: das weiß ich nicht, aber so viel weiß ich, daß es mir dazu gut ist, mich an meine häusliche Kost zu erinnern. *) Man muß also bei Späßen auf die verschiedenen Naturen und Charaktere Bedacht haben, wenn man mit Jedem ohne Verdruß und annehmlich verkehren will.

10. Die Liebe sodann zeigt wie überhaupt so auch darin eine große Verschiedenheit, daß die Einen über Scherze sich bitter ärgern,

---

*) Wyttenbach vermuthet, diese Geschichte von Epaminondas sei am Ende von Kap. 7 nach den Worten „rar gemacht haben“, einzuschalten.

die Anderen eine Freude daran haben. Hier muß man sich den rechten Augenblick merken. Denn wie der Wind das Feuer, wenn es erst anfängt und noch schwach brennt, auslöscht, wenn es aber stark geworden, es nährt und steigert, so ist auch die Liebe, so lang sie noch im Entstehen und ein Geheimniß ist, über Jeden, der sie enthüllen will, höchst aufgebracht; ist sie aber zum Ausbruch und an den Tag gekommen, so wird sie durch Scherze noch mehr entflammt und lacht in ihrer Aufwallung selbst noch mit. Am liebsten lassen sie sich in Gegenwart ihrer Geliebten mit ihrer Liebe zu ihnen, aber sonst mit nichts Anderem, aufziehen. Wenn sie vollends in ihre eigenen Frauen verliebt sind, oder eine anständige Liebe zu edlen Jünglingen hegen, so finden sie großes Vergnügen daran, wenn man sie darüber aufzieht, und sind stolz darauf. Als daher ein solcher Verliebter dem Arkesilaus in der Schule das Thema gab: „mir scheint kein Ding ein anderes zu berühren", bemerkte dieser: „also wirst du von diesem hier nicht berührt?" und zeigte dabei auf einen neben ihm sitzenden blühend schönen Knaben.

11. Außerdem muß man auch auf die Anwesenden Rücksicht nehmen, denn was Einer unter Freunden und Bekannten mit Lachen anhört, hört er ungern, wenn es in Gegenwart seiner Frau, seines Vaters oder seines Lehrers gegen ihn vorgebracht wird, außer, wenn es etwas ist, woran diese selbst auch Gefallen finden. So kann man in Anwesenheit eines Philosophen Jemanden über das Barfußgehen oder das Schreiben bei Nacht, oder vor des Vaters Ohren wegen Kargheit und in Gegenwart seiner Gattin damit aufziehen, daß er in keine andere verliebt, sondern ihr dienstfertiger Sklave sei, wie Tigranes auf die Frage des Kyrus: „wie aber, wenn deine Frau hört, daß du ein Troßknecht bist? erwiederte: sie wird es nicht bloß hören, sondern mit eigenen Augen sehen.

12. Spottreden verlieren sodann auch damit etwas von ihrem Stachel, wenn der Spötter auf irgend eine Weise selbst auch davon getroffen wird, z. B. wenn ein Armer die Armuth, Einer aus niedrigem Stande die geringe Herkunft, oder ein Verliebter die Liebe verhöhnt; man legt es Solchen, die in gleichen Verhältnissen sich befinden, nicht als Uebermuth, sondern vielmehr als gute Laune aus; im anderen Falle würde es verletzend wirken. Als ein Freigelassener des Königs, stolz auf sein neues Glück, bei einem Gastmahle die theilnehmenden Philosophen gemein und übermüthig behandelte und zuletzt die Frage aufwarf, warum ein Bohnenbrei immer grün aussehe, er möge aus weißen oder schwarzen Bohnen bereitet sein, so that Arirdikes die Gegenfrage: wie kommt es, daß die Striemen von weißen und nicht weißen Riemen immer roth aussehen? *), wodurch sich Jener so beleidigt fühlte, daß er den Tisch verließ. Amphias von Tarsus, welcher für den Sohn eines Gärtners galt, zog einen Freund des Statthalters wegen seiner niedrigen Herkunft auf, wendete aber gleich nachher dagegen ein: bin ich ja selbst auch aus gleichem Saamen erwachsen, und brachte so Jenen zum Lachen. Auf eine feine Art wußte auch ein Citherspieler die Pedanterie und den Vorwitz des Philippus zum Schweigen zu bringen; denn als dieser an seinem Spiel und seiner Tonart Verschiedenes auszusetzen fand, erwiderte er: „Möge es dir, o König, nie so schlecht gehen, daß du dieses besser als ich verständest!“ und wieß so unter dem Scheine, als ob er sich selbst verhöhne, den König zurecht, ohne ihn zu beleidigen. Ebendarum suchen, wie es scheint, auch manche Komödiendichter das Anzügliche ihres Witzes damit zu verwischen, daß sie auch über sich selbst spotten, wie Aristophanes seinen Kahlkopf,

*) Anspielung auf seinen vormaligen Sklavenstand.

Agathon seine Weichlichkeit dem Spotte preisgegeben und Kratinus seine eigene Trunksucht zum Gegenstande seiner Pytine*) gemacht hat.

13. Hauptsächlich aber muß man darauf halten und Acht haben, daß der Witz, mit dem man auf Fragen und Neckereien von anderer Seite dient, aus dem Stegreif gemacht und nicht von fern her, wie ein einstudirtes Zwischenspiel, herbeigezogen werde. Denn wie man Zänkereien und Streitigkeiten, welche inmitten der Trinkgesellschaft ausbrechen, ziemlich ruhig erträgt; wenn aber Einer von außen hereinkommt und schimpft und Störung macht, diesen für einen Feind hält und ihn haßt, so findet auch ein freimüthiger Scherz Nachsicht, wenn er aus den vorliegenden Umständen erwachsen ist, und einfach und ungesucht sich gibt; wenn er aber nicht zur Sache gehört, sondern ihr fern liegt, so erscheint er als vorbedachte Beleidigung, wie die Aeußerung des Timagenes gegen den Mann einer Frau, die sich oft brechen mußte:

Du stiftest Unheil, wenn du diese Muse**) frei'st,

oder wie die Frage an den Philosophen Athenodorus, ob die Liebe der Eltern zu den Kindern in der Natur begründet sei. Solche zur Unzeit und ohne sachlichen Anlaß vorgebrachten Späße verrathen immer Schmähsucht und Böswilligkeit. Diejenigen, welche sich dieß zu Schulden kommen lassen, müssen oft, wie Plato sagt, für die leichteste Sache, für ein bloßes Wort, die größte Strafe leiden; wogegen Diejenigen, welche den rechten Augenblick erfassen und beachten, den Ausspruch desselben Plato bestätigen, daß die Kunst fein und angenehm zu scherzen ein Kennzeichen hoher Bildung sei.

---

*) Eine mit Bast umflochtene Weinflasche.

**) So lautet der Vers bei Euripides; Timagenes aber änderte die Worte *Τήνδε Μοῦσαν*: „diese Muse" in *Τήνδ' ἐμοῦσαν*: „diese Speierin" um.

Zweite Frage:

Warum hat man im Spätherbst mehr Appetit zum Essen als sonst?

Wir speisten in Eleusis nach Beendigung der Mysterien während der größten Frequenz des Festes bei dem Rhetor Glaukias. Als nun Alle mit dem Essen fertig waren, bis auf meinen Bruder Lamprias, so zog der Delphier *) Xenokles denselben nach seiner Gewohnheit mit der böotischen Gefräßigkeit auf. Ich aber nahm mich seiner gegen Xenokles an, welcher sich auf die Lehre des Epikurus stützte, und sprach: nicht Jedermann, mein Bester, sieht die Schmerzlosigkeit für die Grenze und die Vollendung des Vergnügens an. Lamprias insbesondere, welcher die Unterhaltung im Lykeum höher stellt als den Garten, **) muß die Lehre des Aristoteles durch die That bestätigen. Dieser behauptet nämlich, daß Jeder um den Spätherbst mehr esse als je sonst; er hat auch den Grund davon genannt, ich kann mich aber desselben nicht mehr erinnern. Um so besser, bemerkte Glaukias, dann wollen wir selbst, wenn wir mit dem Essen fertig sind, uns an die Aufsuchung desselben machen. Wie nun die Tafel aufgehoben war ***) brachten Glaukias und Xenokles verschiedene Gründe für jene Eigenschaft des Herbstes vor, der Erstere den, daß der Herbst die Leibesöffnung befördere, und so in Folge der häufigeren Ausleerung immer neuen Appetit errege; Xenokles dagegen meinte, die meisten reifen Früchte besitzen eine wohlschmeckende Schärfe, welche

*) Statt ὁ Δελφός ist die herkömmliche Lesart: ὁ ἀδελφός: der Bruder (des Glaukias).

**) Im Lykeum lehrte Aristoteles, in einem Garten Epikurus.

***) Wörtlich: die Tische weggeräumt waren.

den Magen weit mehr als Zukost und Gewürz zum Essen reize. Denn selbst bei Kranken, die keinen Appetit haben, stelle der Obstgenuß den Appetit wieder her. Lamprias sodann behauptete, die uns eigene natürliche Wärme, welche unsere Ernährung vermittelt, zerfahre im Sommer und werde schwach und locker, am Ende der schönen Jahreszeit aber sammle sie sich wieder und komme wieder zu Kräften und hülle sich wieder in den Körper in Folge seiner Abkühlung und Verdichtung. Um nun nicht ganz ohne eigene Betheiligung der Unterredung anzuwohnen, bemerkte ich zuletzt: im Sommer bekommen wir mehr Durst als sonst, und nehmen der Hitze wegen mehr Feuchtigkeit zu uns; jetzt aber, im Herbst, macht die Natur, welche bei ihren Wandlungen in der Regel die Gegensätze liebt, uns wieder mehr hungrig, und gibt dem Körper wieder die seinem Zustande angemessene trockene Nahrung. Indessen wird man annehmen müssen, daß auch die Speisen nicht ganz ohne Einfluß darauf sind, sondern daß, weil sie aus neuer und frischer Frucht bereitet werden, nicht nur Mehlteig, Hülsenfrüchte, Gersten- und Waizenbrod, sondern auch das Fleisch der Thiere, welche sich an diesen neuen Jahresgaben laben, bessere Säfte haben als die älteren, und für die, welche sie als Nahrung zu sich nehmen, verlockender sind.

Dritte Frage:

Was ist früher, die Henne oder das Ei?

1. In Folge eines Traumes versagte ich mir einmal geraume Zeit den Genuß der Eier, nicht etwa weil ich denselben aus einem andern Grunde verabscheut hätte, sondern weil ich es der Mühe werth hielt, bei dieser Gelegenheit mit diesem Traumgesicht, das mir wiederholt sehr deutlich erschien, an einem Ei einen Versuch zu machen, wie

etwa an einem Karer.*) Dennoch kam ich bei einem Gastmahle bei Sossius Senekio in den Verdacht, daß ich ein Anhänger orphischer oder pythagoräischer Lehrsätze sei, und das Ei, wie Andere das Herz oder das Hirn, darum verabscheue, weil ich es für den Anfangspunkt der Entstehung halte. Daher zog der Epikuräer Alexander zum Spasse den Vers an:

Bohnen essen ist gleich dem Speisen der Köpfe der Eltern,

gleich als wenn die Pythagoräer mit dem Worte Kyamos (Bohne) wegen seiner Aehnlichkeit mit Kyesis (Schwangerschaft) die Eier bezeichnen wollten und keinen Unterschied machten, ob man Eier oder eierlegende Thiere verspeise. Indeß wäre die Vertheidigung gegen diese Beschuldigung noch ungereimter geworden als die Beschuldigung selbst, wenn ich mich einem Epikuräer gegenüber auf einen Traum berufen hätte. Darum lehnte ich jenen Verdacht nicht ab, sondern scherzte noch darüber mit Alexander, denn er war ein ebenso umgänglicher wie gelehrter Mann.

2. Indeß nahm er davon Veranlassung, eine verwickelte Frage, deren Erörterung viel zu schaffen machte, auf's Tapet zu bringen, nämlich die Frage: was früher entstanden sei, die Henne oder das Ei? Da bemerkte nun unser Freund Sulla, wir würden mit dieser scheinbar unbedeutenden Frage, wie mit einer Maschine, eine wichtige und schwierige Frage, die von der Entstehung der Welt, aufrühren, und rieth davon ab. Da aber Alexander über diese Frage lachte, da sie gar nicht hieher gehöre, so begann mein Schwiegersohn Firmus: Ich muß jetzt schon für den Augenblick die Lehre von den Atomen zu Hülfe nehmen. Denn wenn man von dem Grundsatz ausgeht,

*) Die Karer waren dafür bekannt, daß sie ums Geld in Miethsdienste gehen, und überhaupt Alles mit sich anfangen lassen.

daß die kleinen Urbestandtheile die Principien der großen sind, so ist es wahrscheinlich, daß das Ei vor der Henne da gewesen ist, denn so weit unsere Sinne reichen, ist es etwas Einfaches, die Henne dagegen aus verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzt; überhaupt ist das Princip das erste, und dieses Princip ist der Same; das Ei sodann ist zwar mehr als der Same, aber kleiner als das Thier. Wie nämlich der Fortschritt in der Mitte steht zwischen der guten Naturanlage und der Tugend, so ist auch das Ei eine Art Fortschreiten der Natur, welche vom Samen zu einem belebten Wesen übergeht. Wie ferner beim Thiere nach gewöhnlicher Annahme die Schlag- und Blutadern zuerst entstehen, so ist es wahrscheinlich, daß das Ei vor der Henne da ist, wie das Umschließende vor dem darin Enthaltenen; denn auch die Künste bilden zuerst ungeformte und ungestaltete Massen und geben erst hernach den einzelnen Theilen ihre besondere Gliederung, wie so auch der Bildhauer Polykletus erklärte, die Arbeit werde am schwierigsten, wenn der Thon unter den Nagel komme. So ist es auch wahrscheinlich, daß die Natur im Anfang nur schwach auf den Stoff wirkt, welcher noch zu roh ist, ihr völlig nachzugeben, und nur formlose und ungegliederte Gebilde, wie die Eier, zuwegebringt; hernach aber, wenn diese eine Gestalt bekommen und sich entwickeln, das Thier in seiner Vollkommenheit erscheint. Wie zuerst eine Raupe entsteht, diese dann durch Austrocknung sich verhärtet und endlich ringsum zerplazt und so ein anderes geflügeltes Thier, den Schmetterling herausläßt, so ist in gleicher Weise auch in unserem Falle das Ei als Grundlage früher vorhanden, gleich wie der Stoff vor der Zeugung. Denn bei jeder Veränderung muß das, an welchem die Veränderung vorgeht, früher sein als das, welches durch die Veränderung erst entsteht. Bedenke nur, wie die Holzwürmer und Maden durch Fäulniß oder Aufkochung der flüssigen Theile in dem Holze

entstehen, wo doch Niemand in Abrede ziehen wird, daß das, was sie erzeugt hat, naturgemäß vor ihnen existirt hat, und somit älter ist als sie, denn der Stoff verhält sich, wie Plato sagt, zu dem, was aus ihm entsteht, wie eine Mutter oder Amme, und Stoff heißt Alles, woraus das erzeugte Wesen seinen Bestand erhält. Ueberdieß, sagte er lachend:

Will ich singen den Weisen —

auch noch die heilige Lehre des Orpheus, welcher von dem Ei nicht nur beweist, daß es älter als die Henne ist, sondern ihm auch die Erstgeburt vor der gesammten Welt zuschreibt. Das Weitere will ich verschweigen, wie Herodotus sagt, weil es gar zu mystisch ist, aber unter den vielen Thiergattungen, welche die Welt in sich faßt, ist, um mich so auszudrücken, keine, die von der Entstehung aus einem Ei ausgeschlossen ist, sondern das Ei erzeugt die unzähligen Thiere in der Luft und im Wasser und Landthiere, wie die Eidechsen und Amphibien, wie das Krokodil, zweifüßige Thiere, wie die Henne, Thiere ohne Füße, wie die Schlange, und vielfüßige, wie die Heuschrecke. Daher ist nicht unpassend bei den Mysterien des Dionysus auch das Ei als Abbild des Alles hervorbringenden und in sich fassenden Wesens geheiligt worden.

3. Nach dieser Auslassung des Firmus bemerkte Senekio, das letzte seiner Gleichnisse biete den ersten Einwurf gegen ihn. Denn, fuhr er fort, du merkst nicht, lieber Firmus, daß du nicht nur, wie es im Sprüchwort heißt, die Thüre, sondern die ganze Welt gegen Dich geöffnet hast. Die Welt ist doch vor allem Anderen da gewesen, weil sie das Vollkommenste ist, und vernunftgemäß existirt, vermöge seiner Natur, das Vollkommene vor dem Unvollkommenen, das Vollständige vor dem Mangelhaften, und das Ganze vor den Theilen; denn es läßt sich nicht denken, daß es einen Theil von etwas gebe,

das selbst nicht vorhanden ist. Deßhalb sagt auch Niemand: „der Mensch des Samens" oder „die Henne des Eies," sondern „das Ei der Henne und der Same des Menschen," weil Ei und Samen erst nach der Henne und dem Menschen kommen und in diesen ihre Entstehung finden, und dann, wie um eine Schuld zu bezahlen, der Natur ihrer Entstehung wiederzurückgeben. Denn sie sehnen sich nach ihrem früheren Zustand, und haben in Folge dessen den natürlichen Trieb, ein ebensolches Wesen, wie das, aus welchem sie ausgesondert worden sind, hervorzubringen. Auch definirt man den Begriff des Samens als eine Zeugungskraft, welche die Erzeugung vermißt, man kann aber nichts vermissen, das nicht schon vorhanden gewesen oder es noch ist. So sieht man auch, daß die ganze Beschaffenheit der Eier der eigenthümlichen Dichtigkeit und Festigkeit einer besonderen Thiergattung entspricht und deren Organe und Gefäße erfordert. Daher weiß man auch von keinem Ei, das aus der Erde entstanden wäre, selbst das Tyndarische Ei lassen die Dichter vom Himmel fallen. Und doch bringt die Erde jetzt noch fertige und vollständige Thiere hervor, wie z. B. Mäuse in Aegypten, an vielen Orten Schlangen, Frösche und Grillen, je nachdem von außen eine andere Kraft als Ursache hinzukommt. So kam in Sicilien zur Zeit des Sklavenkrieges, wo auf dem Boden viel Blut und unbegrabene Leichen verwesten, eine Menge Heuschrecken auf der Oberfläche zum Vorschein, welche sich über die ganze Insel verbreiteten und die Feldfrüchte abfraßen. Diese Thiere also werden von der Erde erzeugt und genährt und die überflüssigen Nahrungssäfte reizen sie zur Zeugung, so daß sie, um ihre Lust zu befriedigen, sich zusammengesellen und durch Begattung sich paaren, und dann entweder Eier legen oder Junge werfen. Daraus ergibt sich aufs Klarste, daß die Thiere ursprünglich aus der Erde entstanden sind, seitdem aber auf andere Weise, nämlich durch einan-

der selbst, sich fortpflanzen. Ueberhaupt aber ist die Behauptung, das Ei sei früher als die Henne, ganz dasselbe, wie wenn man sagen würde, die Gebärmutter habe früher existirt als das Weib. Denn wie die Gebärmutter sich zum Ei *) verhält, so verhält sich das Ei zu dem Jungen, das in ihm empfangen und geboren wird. Wenn man also im Zweifel darüber ist, wie die Vögel haben entstehen können, wenn noch keine Eier da waren, so ist dieß gerade, wie wenn man fragen würde, wie Männer und Weiber haben entstehen können, ehe es männliche und weibliche Geschlechtstheile gab. Freilich entstehen die meisten Theile zugleich mit dem Ganzen; mit diesen Theilen vereinigen sich Kräfte; diese haben Wirkungen zur Folge, und auf die Wirkungen folgt die Vollendung. Das Produkt aber der Kraft der Geschlechtstheile ist der Samen und das Ei, so daß sie also später als das Ganze entstanden sein müssen. Bedenke nur, daß wie keine Verdauung der Speisen, so auch kein Ei und kein Samen möglich ist, ehe das Thier existirt, denn diese scheinen erst durch Verdauung und andere Verwandlungen der Speise zu entstehen, und es ist nicht möglich, daß die Natur von der Nahrung des Thieres einen Zufluß erhalte, ehe noch das Thier selbst vorhanden ist. Indeß kann der Samen in gewisser Weise den Anspruch machen, ein Princip zu sein, bei dem Ei aber liegt schlechterdings kein Grund dazu vor, weil es nie zuerst entsteht und nicht die Natur eines Ganzen besitzt, sondern etwas Unvollkommenes ist. Daher behaupte ich, daß ohne Princip kein lebendes Wesen entstehe, das Princip der Thierzeugung aber ist die Macht, welche schon vorher die Materie verändert hat und ihr jetzt eine gewisse Kraft und Stimmung zur Befruchtung mittheilt; das Ei dagegen ist, wie das Blut und die Milch, ein späteres Erzeugniß des

*) Andere lesen: zum Embryo.

Thiers, wenn es Nahrung genossen und verdaut hat. Denn man hat noch nie ein Ei sich aus dem Schlamme herausbilden sehen, sondern lediglich in dem Thiere erhält es seinen Bestand und seine Entstehung. Aber Thiere gibt es eine unendliche Menge, welche von selbst entstehen; ohne die anderen zu nennen, so hat man unter den vielen Aalen, die gefangen werden, noch keinen gesehen, der Milch oder Rogen in sich gehabt hätte; sondern wenn man auch das Wasser ausschöpft und allen Schlamm wegscharrt, so entstehen dennoch, sobald wieder Wasser daselbst sich sammelt, gleich wieder junge Aale. So muß also nothwendig das, was zu seiner Entstehung eines Andern bedarf, später als dieses sein; was aber jetzt noch im Stande ist, ohne Hülfe eines Andern durch sich selbst ins Dasein zu gelangen, muß dem Anfang der Entstehung nach früher sein. Doch ist hier nur von jener ersteren Zeugung die Rede. Obwohl nun die Vögel vorher Nester bauen, ehe sie Eier legen, und die Weiber sich vor der Niederkunft mit Windeln versehen, so wirst du doch nicht behaupten wollen, das Nest sei früher als das Ei und die Windeln früher als die Kinder. Denn, wie Plato sagt, die Erde macht es nicht der Frau nach, sondern umgekehrt, die Frau und alle anderen weiblichen Geschöpfe der Erde. Demnach ist es wahrscheinlich, daß die erste Generation durch die Allmacht des Schöpfers unmittelbar und unabhängig aus der Erde erzeugt worden ist, ohne daß sie solche Organe, Umhüllungen der Gefäße nöthig gehabt hätte, als jetzt die Natur bei den Gebärenden um ihrer Schwachheit willen anbringen und anwenden muß.

Vierte Frage:

Ist das Ringen der älteste Wettkampf?

Wir gaben dem Sosikles aus Koronea, welcher am Pythienfest unter den Dichtern den Sieg errungen hatte, einen Schmauß zur Sie-

gesfeier. *) Da nun die gymnastischen Wettkämpfe nahe bevorstanden, so drehte sich die Unterhaltung meist um die Ringer, weil sich viele berühmte Ringer eingefunden hatten. Dabei bemerkte Einer der Anwesenden, Lysimachus, der von den Amphiktyonen bestellte Aufseher, er habe kürzlich von einem Grammatiker die Behauptung gehört, das Ringen sei älter als alle andern Wettkämpfe, wie schon der Name beweise. Es sei nämlich gewöhnlich, daß neuere Einrichtungen Namen von älteren bekommen, wie man etwa auch von der Flöte sagt: sie werde gestimmt und geschlagen; **) beides Namen, die von der Lyra entlehnt sind. Den Platz sodann, auf welchem sich alle Athleten einüben, nenne man Palästra; ein Name, der ursprünglich der Ringkunst gehörte, von welcher er in der Folge auch auf die später erfundenen Kampfarten übergieng. Der letztere Beweis, erwiderte ich, ist nicht stichhaltig; denn die Palästren haben ihren Namen nicht deßhalb von der Ringkunst, weil diese die allerälteste ist, sondern weil sie allein unter allen Kampfarten einen mit Staub bedeckten Lehmboden und Salbe erfordert. Denn weder den Wettlauf, noch den Faustkampf übt man in den Palästren, sondern nur das Wälzen auf dem Boden, welches beim Ringen und im Vollkampf vorkommt, weil bekanntlich der Vollkampf eine Vereinigung des Faust- und Ringkampfs ist. Und überdieß, wie unwahrscheinlich ist es, daß die Kampfart, welche am meisten Gewandtheit und Verschlagenheit erfordert, die Ringkunst, eben auch die älteste sein sollte! Bringt doch das Bedürfniß immer zuerst das Einfache und Kunstlose hervor, welches mehr durch körperliche Stärke als durch Kunstgriffe sich bethätigt. Als ich damit zu

*) In Delphi.

**) Wie die Saiteninstrumente. Die Stelle lautet wörtlich: „Die Musikstücke für die Flöte heißt man auch „Schlagstücke.“

Ende war, bemerkte Sosikles: Du hast Recht, und ich will deine Ansicht auch noch aus der Bedeutung des Namens bestätigen: denn der Name Pale (Ringkunst) kommt, wie mir scheint, von dem Worte Paleuo her, welches bedeutet: „Jemand auf trügerische und listige Weise in die Falle locken." Mir aber, erklärte Philinus, scheint der Name von Palaiste (die flache Hand) herzukommen, denn in dieser Weise brauchen die Ringer meist ihre Hände, wie umgekehrt die Faustkämpfer die geballte Hand, und darum wird auch die letztere Kampfart nach der Faust (Pygma) und die erstere nach der flachen Hand (Pale) genannt. Da jedoch die Dichter auch das „Bestreuen", was man besonders die Ringer thun sieht, durch Palyno bezeichnen, so könnte man jenen Namen auch davon ableiten. Bedenke noch weiter, daß die Läufer darauf ausgehen, einander in möglichst großer Entfernung hinter sich zu lassen, die Faustkämpfer aber, so große Lust sie auch dazu haben, handgemein mit einander zu werden, von den Kampfrichtern daran gehindert werden; nur allein bei den Ringern sehen wir, daß sie die Arme um einander schlingen und einander umfassen und fast alle Bestandtheile ihres Kampfes, wie der Angriff, das Unterschlagen des Beines, das Zusammengerathen im Kampf und das Niederwerfen, sie an einander bringen und mit einander verstricken. Demzufolge ist es nicht unwahrscheinlich, daß die Ringkunst ihren Namen von dieser Annäherung (Pelas) bekommen habe.

Fünfte Frage:

Warum gibt Homer in der Reihenfolge der Wettkämpfe immer dem Faustkampfe die erste, dem Ringkampfe die zweite und dem Wettlaufe die letzte Stelle?

1. Nachdem wir dem Philinus über diesen Vortrag unsern Beifall bezeugt hatten, fieng Lysimachus wieder an: Aber welche Kampf-

art soll man denn nun für die früheste halten, etwa den Wettlauf, wie in Olympia? *) Hier bei uns **) führt man bei jeder Kampfart die Kämpfer so ein, daß beim Ringen zuerst die Knaben und dann die Männer kommen, und ebenso beim Faustkampf und Vollkampf, dort aber in Olympia werden erst, wenn die Knaben ihre Wettkämpfe vollendet haben, die Männer aufgerufen. ***) Aber sieh einmal nach, sagte Timon, ob nicht Homer die Aufeinanderfolge der Kampfarten richtiger angibt. Bei ihm kommt unter den Wettkämpfen in körperlicher Fertigkeit immer zuerst der Faustkampf, dann der Ringkampf und zulezt der Wettlauf. Verwundert darüber rief der Thessalier Krates: um Himmelswillen, wie Vieles ist uns noch unbekannt! Wenn dir einzelne bezügliche Verse gegenwärtig sind, so theile sie gefälligst mit. Da begann Timon: Daß diese Reihefolge der Kämpfe bei der Leichenfeier des Patroklus beobachtet wurde, klingt, so zu sagen, noch Allen in den Ohren; der Dichter beobachtet aber überall die gleiche Ordnung, wie er den Achilleus zu Nestor sagen läßt (Il. XXIII, 620 f.):

— Allein ich gewähre den Preis Dir
Blos zum Geschenk, Du wirst ja doch nie wettstreiten im Ringkampf,
Noch mit der Faust, auch nimmer zum Speerwurf gehn und im Wettlauf
Kämpfen;

und dann läßt er den Alten nach Art der Greise ziemlich geschwätzig antworten (Il. XXIII, 634 f.):

Oenops' Sohn Klytomedes besiegt' ich zuerst in dem Faustkampf.
Auch mein Gegner im Ringen erlag, Ankäus von Pleuron.
Dann auch lief ich zuvor dem gewandtesten Läufer Iphiklus.

---

*) Hier ist wahrscheinlich Einiges ausgefallen.
**) D. h. in Delphi bei den pythischen Spielen.
***) Hier fehlt der Anfang von Timon's Rede.

An einer andern Stelle läßt er den Odysseus die Phäaken zum Wettkampf auffordern (Od. VIII, 206):

Sei's mit der Faust, im Ringen, im Lauf —

und den Alkinous erwidern*) (Od. VIII, 246 f.):

Weder im Faustkampf sind wir Gepriesene, noch in der Ringkunst,
Aber im Lauf mit den Füßen geschwind.

Der Dichter führt also nicht zufällig, wie es ihm gerade einfällt, bald diese, bald jene Reihenfolge auf, sondern hält sich genau an das damalige gesetzliche Herkommen; und so wurde es wirklich gehalten, so lange man noch an der alten Ordnung festhielt.

2. Als mein Bruder geendigt hatte, erklärte ich, daß ich sonst Alles richtig finde und nur den von ihm angegebenen Grund der Reihenfolge nicht billigen könne. Auch einigen Andern kam es nicht wahrscheinlich vor, daß der Faustkampf und der Ringkampf bei den Kampfspielen älter sein sollten als der Wettlauf, und forderten mich daher auf, die Sache weiter auszuführen.**) Ich sagte also, wie es mir eben einfiel, daß ich alle diese Wettkämpfe für eine Nachahmung des Kriegs und eine Vorübung für denselben ansehe. Denn am Schlusse derselben wird ein Mann in schwerer Waffenrüstung eingeführt, was zum Beweise dient, daß dieses der Zweck der körperlichen Uebungen und der Wettkämpfe ist; und daß man bei'm Einzuge der Sieger die Stadtmauern eine Strecke weit niederreißen läßt, das hat die Bedeutung, daß für eine Stadt, die Männer hat, welche zu kämpfen und zu siegen den Vortheil wissen, die Mauern nicht hoch anzuschlagen seien.

---

*) Eine andere Lesart ist ὑποτιμώμενον: sich entschuldigen.

**) Wyttenbach vermuthet πιθανώτερον: einen wahrscheinlicheren Grund ausfindig zu machen.

In Lakedämon sodann wurde den Siegern in Wettkämpfen um Kränze der auserlesene Platz im Heere angewiesen, daß sie an der Seite des Königs kämpfen durften. Auch ist das Pferd das einzige unter den Thieren, welches an dem Kampfe und dem Siegeskranze Theil hat, weil es allein die Fähigkeit hat und dazu eingeübt werden kann, die Streitenden in den Krieg zu begleiten und ihnen beizustehen. Hat es nun mit dem Bisherigen seine Richtigkeit, so wollen wir noch weiter in Betracht ziehen, daß es die erste Aufgabe der Streitenden ist, Stöße zu führen und zu pariren; die zweite aber, wenn sie an einander gerathen und handgemein werden, einander umzustoßen und niederzuwerfen, wodurch hauptsächlich die Spartaner bei Leuktra von den Unserigen, die gute Ringer waren, geworfen worden sein sollen. Daher wird auch bei Aeschylus ein Kriegsheld gewichtig und schwer bewaffnet genannt, und Sophokles sagte irgendwo von den Troern, sie seien gute Reiter und Bogenschützen und Ringer mit dem von Schellen klingenden Schilde. Endlich ist die dritte und letzte Aufgabe, entweder, wenn man besiegt wird, zu fliehen, oder, wenn man Sieger ist, zu verfolgen. Demgemäß gieng der Faustkampf voraus, die zweite Stelle erhielt der Ringkampf, und die letzte der Wettlauf. Denn der Faustkampf ist die Nachahmung des Stoßens und Parirens, der Ringkampf die Nachahmung des Umfassens und Niederwerfens, und im Wettlauf wird das Fliehen und Verfolgen eingeübt.

Sechste Frage:

Warum lassen sich gewisse Bäume, wie die Fichte, die Föhre und ähnliche, nicht inoculiren?

1. Bei einem Gastmahl, das uns Soklarus in seinen vom Kephisus umflossenen Gärten *) gab, zeigte er uns Bäume, welche durch

*) Bei Athen.

das sogenannte Inoculiren *) mannigfaltige Veränderungen erlitten hatten. So sahen wir aus dem Mastixbaume Oliven und aus einem Myrtenbaum Granatäpfel erwachsen. Auch Eichen gab es hier, welche gute Birnen trugen, und Platanen, welche sich zu Aepfeln hergaben, und Feigenbäume mit Maulbeerreisern, und andere Pflanzenmischungen, die es aber nicht bis zum Fruchttragen brachten. Während nun die Andern im Scherz zu Soklarus sagten, er ziehe Racen von Geschöpfen auf, die noch abenteuerlicher seien als die Sphinxen und Chimären bei den Dichtern, stellte uns Krato die Aufgabe, zu ermitteln, aus welchem Grunde allein die ölhaltigen Pflanzen für eine solche Mischung nicht empfänglich seien; denn man finde keine Pinie, keine Cypresse, keine Fichte oder Föhre, die eine Pflanze anderer Art aufziehe.

2. Da nahm Philo das Wort: Lieber Krato, die Gelehrten wissen einen Grund dafür, den auch die Landwirthe bestätigen. Das Oel nämlich sei der Feind aller Pflanzen; und wie die Bienen, so gehe auch jede beliebige Pflanze sehr schnell zu Grunde, wenn man sie mit Oel bestreiche. Die vorgenannten Bäume aber sind von Natur so fett und strotzend, daß sie Pech und Harz ausschwitzen, und wenn man Einschnitte in dieselben macht, so sammeln sich hier alle Säfte aus dem Innern des Baumes an. Auch die aus ihnen gemachten Fackeln geben eine ölartige Feuchtigkeit von sich, und die Fettigkeit verbreitet einen Glanz um dieselben. Daher lassen sie sich auch, wie das Oel selbst, mit andern Gattungen nicht vermischen. Nach Philo bemerkte Krato, er glaube, daß auch die Beschaffenheit der Rinde dazu beitrage. Da sie nämlich sehr dünn und trocken sei, so mache sie es dem in sie eingesetzten Pfropfreis unmöglich, sich darin festzusetzen nnd fortzu-

*) Impfen.

kommen, wie umgekehrt Bäume mit dicker, feuchter und weicher Rinde mit den darunter befindlichen Säften das eingesezte Reis annehmen und umfassen.

3. Soklarus selbst bemerkte sodann, man könne zu dieser Begründung füglich auch noch das hinzudenken, daß eine Pflanze, die eine andere verschiedenartige in sich aufnehmen soll, sich leicht verändern lassen muß, damit sie sich von dieser fassen lassen und ihr gleich werden und mit ihrem Nahrungsstoff eine solche Verwandlung vornehmen kann, wie sie der eingepfropften Pflanze zuträglich ist, wie wir ja auch die Erde vorher auflockern und aufweichen, damit sie in Folge dieses Zerhackens für die Umwandlung empfänglicher werde, und an das, was man in sie pflanzt, sich leicht anhänge, weil ein harter und fester Boden nicht gut zu einer Umwandlung taugt. Ebenso lassen die Bäume mit leichtem Holze keine Mischung zu, weil sie sich nicht fassen lassen und ihre Eigenschaften nicht verändern. Außerdem ist es nicht zu verkennen, daß der Baum, welcher geimpft werden soll, zu dem, was ihm eingepfropft wird, wie ein Ackerfeld sich verhalten muß; ein Feld aber muß befruchtend und zeugungskräftig sein. Daher wählt man nur die fruchtbarsten Pflanzen zum Impfen, so wie man milchreichen Weibern auch fremde Kinder zum Säugen gibt. Die Fichten und Cypressen aber und alle derartigen Bäume tragen, wie wir sehen, nur kümmerliche und unedle Frucht; denn wie fette und dicke Personen in der Regel keine Kinder bekommen, weil sie ihre Nahrung ausschließlich auf den Körper verwenden und nichts davon für den Samen übrig lassen, so verwenden auch derartige Bäume allen Nahrungsstoff für sich selbst nnd nehmen so zwar an Höhe und Stärke zu, tragen aber theils gar keine, theils nur kleine und spät reifende Früchte. Deßhalb darf man sich nicht wundern, daß auf Bäumen, welche selbst ihr eigenes Produkt nur schlecht versorgen, nichts Fremdes gedeiht.

Siebente Frage:

Der Fisch Echeneïs. *)

1. Als einmal allerhand kleine Fische aufgetragen wurden, machte uns Chäremonianus aus Tralles auf ein längliches Exemplar mit spitzem Kopfe aufmerksam und behauptete, es habe Aehnlichkeit mit dem Echeneis. Er habe denselben nämlich auf einer Fahrt im sicilischen Meer gesehen und seine Stärke bewundert, da er die Fahrt ungemein verzögert und aufgehalten habe, bis er vom Hauptbootsmann außen am Bord des Schiffes, wo er sich angelegt hatte, gefangen wurde. Da lachten Mehrere den Chäremonianus aus, daß er sich eine so fabelhafte und unglaubliche Dichtung habe aufbinden lassen; Andere aber machten vieles Gerede von den Antipathieen **), und man konnte viele weitere Beispiele von solchen widerstrebenden Wirkungen hören, so z. B. daß der Anblick eines Widders die Wuth des Elephanten besänftige, und daß eine Otter stehen bleibe, wenn man sie mit einem Buchenzweig berühre; daß ein wilder Stier, wenn man ihn an einen Feigenbaum binde, ruhig und zahm werde; daß der Bernstein Alles mit Leichtigkeit in Bewegung setze und an sich ziehe, außer dem Basilienkraut und Allem, was mit Oel befeuchtet ist; daß endlich der Magnet kein mit Knoblauch bestrichenes Eisen anziehe. So sehr nun alles Dieses durch die Erfahrung erwiesen sei, so schwer, wo nicht ganz unmöglich, sei es, den Grund davon zu ermitteln.

Ich bemerkte, dieß sei eher eine Umgehung als eine Begründung der Frage. Wir müssen aber, fuhr ich fort, bedenken, daß eine Menge Fälle, welche nur Folgen sind, fälschlich für Ursachen gehalten wer-

*) D. h. Schiffhalter, lat. remora.

**) D. h. hemmenden Einflüssen auf die Stimmung oder den Zustand eines Andern.

den, z. B. wenn Jemand glauben würde, die Blüthe des Keuschlamms *) befördere die Reife der Trauben, weil man sprüchwörtlich sagt:

Der Keuschlamm blüht: nun wird die Traube reifen auch,

oder daß die auf dem Lampendocht erscheinenden Schnuppen die Umgebung trüben und umwölken, oder daß krummgebogene Nägel nicht eine unwesentliche Eigenschaft, sondern die Ursache eines in den Eingeweiden sitzenden Geschwüres seien. Wie nun alle diese genannten Fälle Folgen eines andern Vorkommnisses sind und aus den gleichen Ursachen entspringen, so ist es auch ein und derselbe Grund, aus welchem das Schiff langsam fährt und aus welchem es den Echeneis anzieht. Wenn nämlich das Schiff trocken und nicht zu sehr mit Nässe beschwert ist, so ist es natürlich, daß sein Kiel leicht über das Meer hingleitet und mit seinem reinen Holze die Wellen so theilt, daß sie leicht auseinander und auf die Seite gehen; wenn es aber sehr feucht und durchnäßt ist und eine dicke Kruste von Seegras und Moos sich ansetzt, so wird die Kraft des Holzes viel schwächer und macht sich von der Welle, welche gegen diesen schwachen Stoß andrängt, nur schwer los. Deßhalb reibt man auch die Schiffswände ab und reinigt das Holz von dem Moos und Seegras, an welches sich wegen seiner Zähigkeit der Echeneis begreiflicherweise gerne anhängt, der dann für die Ursache der Langsamkeit, statt für die Folge dessen, was die Langsamkeit verursacht, gehalten wird.

---

*) Ein weidenartiger Baum, den man auch Keuschbaum und Mönchspfeffer nennt.

Achte Frage:

Warum werden die von Wölfen gebissenen Pferde für muthig gehalten?

Mehrere behaupten, die Pferde Lykospades*) haben ihren Namen von den Wolfszähnen**) an ihrem Zaume, weil man sie wegen ihres Muthes und weil sie so schwer zurückzuhalten seien, auf diese Weise habe bezähmen müssen. Mein Vater aber, der von dem allgemeinen Rechte, aus dem Stegreif zu sprechen, nicht leicht Gebrauch machte und immer die besten Pferde hielt, bemerkte, aus denen, welche noch als Fohlen von Wölfen angefallen werden, werden, wenn sie sich durchschlagen, tüchtige und schnellfüßige Pferde, und darum heißen sie Lykospades. Als ihm nun Mehrere darin beistimmten, regte er den Zweifel an, aus welchem Grunde dieser Vorgang die Pferde muthiger und wilder mache. Die Meisten unter der Gesellschaft waren nun der Ansicht, daß jener Unfall den Pferden nicht Muth, sondern Furcht einflöße, und weil sie so furchtsam geworden seien und leicht an Allem scheuen, so haben sie sich das hitzige und rasche Davonstürmen angewöhnt, wie das Wild, das einmal dem Netze entronnen ist. Darauf bemerkte ich, man sollte doch zusehen, ob nicht das Gegentheil dieser Ansicht stattfinde; denn die Fohlen werden nicht dadurch, daß sie dem Angriff wilder Thiere ohne Verletzung entronnen seien, schnellere Läufer, sondern sie würden ihm nicht entronnen sein, wenn sie nicht von Natur muthig und behend gewesen wären, wie ja auch Odysseus nicht dadurch, daß er dem Kyklopen entkam, ein Schlaukopf geworden ist, sondern ebendeßhalb entkam, weil er es schon vorher war.

---

*) Von Wölfen gebissen.

**) Scharfe Zacken, wegen der Aehnlichkeit so genannt.

Neunte Frage:

Woher kommt es, daß die von Wölfen getödteten Schafe ein schmackhafteres Fleisch geben, ihre Wolle aber Läuse erzeugt?

Nach diesem wurde über die von Wölfen angefressenen Schafe verhandelt, welche der Sage nach ein sehr schmackhaftes Fleisch geben, aber in ihrer Wolle Läuse haben. Von der Schmackhaftigkeit schien uns mein Schwager Patroklias keine üble Erklärung zu geben, weil nämlich der Biß des Thieres das Fleisch matschig mache; denn der Hauch des Wolfes sei so warm und feurig, daß er in seinem Magen selbst die härtesten Knochen erweiche und flüssig mache; ebendarum verwesen auch die von Wölfen zerrissenen Thiere schneller als die andern. In Betreff der Wolle dagegen waren wir im Zweifel, ob sie vielleicht die Läuse nicht erzeuge, sondern nur herauslocke, sofern sie durch die ihr eigenthümliche kratzende Rauhigkeit oder Wärme die Schweißlöcher öffnet. Diese Eigenschaft bekomme die Wolle durch den Biß des Wolfes, welcher den Lebenshauch des erwürgten Thieres selbst bis auf die Haare verändere. Einen Beweis für die Richtigkeit dieser Erklärung lieferte auch die Erfahrung. Man weiß nämlich, daß Säger und Schlächter das eine Mal die Thiere mit Einem Schlage niederstrecken, so daß sie nach dem Schlage nicht mehr athmen, das andere Mal sie mit vielen Wunden und großer Anstrengung tödten; aber noch erstaunlicher ist, daß Diejenigen, welche das Thier mit einer eisernen Waffe niedermetzeln, diesem ebendadurch die Eigenschaft einflößen, daß es schnell verwest und nicht einmal einen Tag lang hält, während bei den Thieren, welche nicht so langsam getödtet werden, diese Erscheinung sich nicht an ihrem Fleische zeigt, dieses vielmehr längere Zeit frisch bleibt. Daß die verschiedenen Arten, wie die Thiere ge-

schlachtet werden und verenden, bis auf die Haut, die Haare und die Klauen verschiedene Wirkungen äußern, scheint auch Homer zu behaupten, wo er von Häuten und Riemen spricht und dabei einen Riemen von der Haut eines gewaltsam getödteten Stieres rühmt;*) denn bei Thieren, welche nicht durch eine Krankheit oder das Alter, sondern durch's Schlachten um's Leben kommen, ist die Haut stark und fest; diejenigen aber, welche von wilden Thieren gebissen worden sind, bekommen schwarze Klauen und verlieren die Haare, und ihre Haut wird rissig und runzlich.

Zehnte Frage:

Was ist besser, den Gästen besondere Portionen zu reichen oder dieselben gemeinschaftlich zu bewirthen?

1. Als ich in meiner Heimath**) das Amt bekleidete, nach welchem das Jahr benannt wird,***) waren die meisten Mahlzeiten bei mir Opferschmäuße, bei denen Jedem seine Portion durch's Loos zugetheilt wurde. Dieß gefiel Manchen außerordentlich gut, Andere aber tadelten es als eine ungesellige und filzige Einrichtung und meinten, man müsse sogleich nach Ablegung des Kranzes†) die Tische wieder auf die gewohnte Kostreichung zurückführen. Denn, bemerkte Hagias, nicht um zu essen oder zu trinken, sondern um zusammen zu trinken und zusammen zu essen, denke ich, laden wir einander ein. Die gegenwärtige Fleischvertheilung aber hebt die Gemeinsamkeit der

*) Il. III, 375.

**) In seiner Vaterstadt Chäronea, vrgl. VI, 8, 1.

***) Wyttenbach erklärt τὴν ἐπώνυμον ἀρχήν so: das Amt, welches vom Herrschen (ἀρχή) seinen Namen hat, also das Archontat.

†) Welchen man während des Opfers trug.

Gesellschaft auf, und macht aus derselben viele Gastungen und viele Gäste, aber Keinen zum Tischgenossen des Andern, wie wenn Jeder seine von der Fleischbank nach dem Gewicht erhaltene Portion vor sich hätte. Und was ist es denn für ein Unterschied, ob man jedem der geladenen Gäste einen besonderen Becher und einen eigenen Weinkrug und einen besonderen Tisch vorsetzt (wie nach der Sage die Familie des Demophon den Orestes trinken hieß, ohne daß er nach den Anderen umsehe) oder ob, wie es hier geschieht, Jeder das ihm vorgelegte Fleisch und Brod wie aus seiner eigenen Krippe verzehrt, mit der einzigen Ausnahme, daß wir nicht auch, wie Jene, welche den Orestes bewirtheten, zum Schweigen gezwungen sind? Und doch, meine ich, werden die Gäste ebendadurch zu allgemeiner Geselligkeit veranlaßt, daß wir uns gemeinschaftlich mit einander unterhalten und an der reizenden Musik der Citherspielerin und Flötenbläserin gleichen Antheil nehmen. Und dieser Mischkessel hier, der kein Maß kennt, steht in der Mitte einer reichen Quelle der Geselligkeit, deren Maß nur unser Appetit bestimmt; nicht wie diese unbillige Portion Fleisch und Brod, welche sich darin gefällt, Ungleichem Gleiches zu geben. Denn sie ist für Den, welcher nur wenig bedarf, zu groß, und für Den, welcher mehr bedarf, zu klein. Wie nun ein Arzt, welcher seinen vielen Kranken nach Maß und Gewicht ganz gleiche Mittel verordnen würde, sich höchst lächerlich machen würde, so verhält es sich auch mit einem Gastgeber, der im Stande ist, Leute von verschiedenem Hunger und Durst an Einem Orte zu versammeln und Alle mit gleichen Portionen zu bedienen, und das rechte und passende Maß für Jeden nicht nach der Größe, sondern nach der Zahl *) bestimmt. Wenn wir in's

*) Wörtlich: nicht auf geometrische, sondern auf arithmetische Weise.

Wirthshaus gehen, so halten wir uns Alle an das gleiche allgemein gültige Maß; bei einem Gastmahl aber bringt Jeder seinen besonderen Appetit mit, den nicht eine gleiche, sondern nur eine genügende Portion stillt. Wir brauchen nicht jene homerische Speisungsweise aus den Mahlzeiten wie sie im Kriege und im Lager gehalten werden, auf unsere Verhältnisse zu übertragen, wir müssen vielmehr die gastliche Sitte unserer Vorfahren nachahmen, welche nicht nur Die, mit welchen sie an Einem Herde oder unter Einem Dache lebten, sondern auch Die, welche mit ihnen ihr tägliches Brod faßten*) und zu Tische saßen, in Ehren hielten, weil sie jede Art menschlicher Gemeinschaft für heilig achteten. Fort also mit den homerischen Gastmählern! sie sind hungerig und durstig und haben Könige zu Gastgebern, die noch schlimmer sind als die Schenkwirthe in Italien, so daß sie selbst während der Schlacht, im Handgemenge mit den Feinden sich genau erinnern, wie viel jeder Gast bei ihnen getrunken hat. Da sind doch wohl die pindarischen Gastmähler vorzuziehen, wo die Helden um die ehrwürdige Tafel sich schaarten, um Alles mit einander zu theilen. Denn dort herrschte in Wahrheit, was man eine Mischung und Vereinigung nennt, hier aber bei uns herrscht eine Trennung und Abneigung zwischen denen, welche die besten Freunde sein sollten, da sie nicht einmal die Zukost mit einander theilen können.

2. Da Agias damit großen Beifall fand, stachelte man mich auf, ihm zu widersprechen. Da bemerkte ich: es ist durchaus keine auffallende Erscheinung, daß Agias unzufrieden ist, wenn er nur die gleiche Portion bekommt, da er ja einen so dicken Bauch herumschleppt und sich selbst als einen Freund der Gefräßigkeit bekennt; denn ein gewöhnlicher Fisch hat keine Gräte, wie Demokritus sagt. Aber

*) Die Sklaven.

eben dieser Hang, bemerkte ich, pflegt uns ganz besonders selbst gegen den Willen des Verhängnisses *) das Loos **) des Todes zu bringen. Die Gleichheit nämlich, von welcher die Alte bei Euripides ***) sagt, sie verbinde

Mit Städten Städte, Kampfgenoß mit Kampfgenoß,

ist nirgends so nöthig wie bei einer Tischgenossenschaft; ihr Bedürfniß ist nothwendig nicht in Folge eines menschlichen, sondern eines Naturgesetzes, es ist nichts Neues und nicht beliebig eingeführt. Wer aus der gemeinschaftlichen Schüssel zu viel ißt, macht sich denjenigen zum Feind, der zurückbleibt und zu kurz kommt, wie bei einem Schnellsegler auf der See. Das ist doch wohl kein freundschaftliches und geselliges Vorspiel zu einem Schmause, wenn man einander die Speisen entwendet oder raubt, oder mit den Händen ficht, oder mit den Ellbogen einander wegstößt, sondern unanständig und hündisch und artet oft in Schimpfereien und Groll aus, nicht bloß unter den Betheiligten, sondern auch gegen die, welche den Tisch besorgen, und gegen die Gastgeber. So lange die Möra und die Lachesis †) mittelst der Gleichtheilung die gemeinschaftliche Ordnung bei Schmäusen und Trinkgelagen aufrecht erhielten, war nichts Gemeines und Unanständiges zu sehen; man nannte sogar die Mahlzeiten Daites, die Gastgeber Daitymones und die Aufwärter bei Tisch Daitroi, lauter Namen von dem Worte: „Vertheilen."

Die Lakedämonier machten zu Fleischvertheilern keine gewöhn-

*) Vor der vorherbestimmten Zeit.

**) Ein Wortspiel mit μοῖρα, das auch „Portion" heißt.

***) Jokaste in den Phönissen 540.

†) Möra und Lachesis sind Schicksalsgöttinnen, beide Wörter bedeuten aber zugleich „Theil" und „Zutheilung".

lichen Menschen, sondern die ersten; wie denn Lysander von dem König Agesilaus in Asien zum Fleischvertheiler ernannt wurde. Erst dann kamen die Austheilungen ab, als der Luxus bei den Mahlzeiten aufkam, denn es war wohl nicht mehr möglich, Backwerk, Kandylen, *) feine Suppen, und noch verschiedene andere Gerichte von Brühen und Fleischkost zu vertheilen; und als sie diesen Leckereien und Genüssen gänzlich verfallen waren, gaben sie die gleiche Vertheilung auf. Zum Beweise für diese Ansicht dient es, daß man auch jetzt noch bei Opfermahlen und bei öffentlichen Mahlzeiten portionenweise speißt, wegen der Einfachheit und Anständigkeit dieser Tischordnung. Wer also die gleiche Vertheilung wieder einführt, der trägt ebendamit zur Wiederherstellung der Einfachheit bei. Aber man könnte vielleicht sagen: „Wenn Jeder sein besonderes Eigenthum hat, hat da nicht die Gemeinschaft ein Ende?“ Allerdings, wenn das Eigenthum nicht gleich vertheilt ist. Denn nicht der eigene Besitz, sondern das Entwenden des fremden Besitzes, und das Mehrhabenwollen von dem gemeinschaftlichen Vorrath gibt Anlaß zum Unrecht und zum Zwiste. Und weil die Gesetze durch Einführung eines bestimmten Maßes des Eigenthums diesem ein Ende machten, so haben sie von ihrer Fähigkeit und Macht, das Gemeingut gleich zu vertheilen, ihren Namen erhalten. Du verlangst ja auch nicht, daß der Gastgeber seinen Kranz und sein Polster und seinen Platz mit Jedem von uns theile; ja selbst wenn Einer seine Geliebte oder eine Citherspielerin mitbringt, so theilt er diese nicht mit seinen Freunden, damit nach dem Spruche des Anaxagoras Alles Eins werde. Während aber dieser private Besitz die Gesellschaftlichkeit nicht im Mindesten stört, so wollen wir, da wir wenigstens das Wichtigste und Kostbarste, nämlich die Gespräche, das

**) Eine lydische Speise.

Zutrinken und den freundlichen Umgang gemeinschaftlich haben, aufhören die Mören und das Loos, dieses Glückskind, wie es Euripides nennt, herabzuwürdigen, welches weder dem Reichthum, noch dem Ruhme den Preis zuerkennt, sondern sich bald dahin, bald dorthin wendet, und den Armen und Niedrigen fröhlich macht, und ihm noch einigen Freiheitssinn läßt, und andererseits den Reichen und Mächtigen daran gewöhnt, sich die Gleichheit gefallen zu lassen, und ihn so schonend in seine Schranken zurückweist.

Drittes Buch.

Vorrede.

Lieber Sossius Senekio! Als der Dichter Simonides einmal bei einem Trinkgelage einen Fremdling bemerkte, der schweigsam mit zu Tische saß, und mit Niemand sich in ein Gespräch einließ, sagte er zu ihm: Lieber Mann, wenn du ein Dummkopf bist, so handelst du klug; wenn du aber ein gescheidter Kopf bist, so handelst du thöricht." Es ist freilich, wie Heraklitus sagt gerathen, seine Unwissenheit zu verbergen, aber es hält dieß schwer bei Lustbarkeiten und beim Weine,

Der ja zu lautem Gesang wohl auch den Verständigsten aufreizt.
Der zum behaglichen Lachen, sogar zum Tanze verleitet
Und manch Wörtchen entlockt, das räthlicher war zu verschweigen. *)

In dieser Stelle weißt uns der Dichter, wie mir scheint, auf den Unterschied zwischen Trunkenheit und Berauschung hin. Denn Singen, Lachen und Tanzen kommt bei mäßig angetrunkenen Leuten vor, aber Schwätzereien, die besser verschwiegen blieben, sind schon ein Zeichen großer Betrunkenheit. Daher meint auch Plato, beim Weine lassen sich die Leidenschaften der meisten Menschen durchschauen, und wenn Homer sagt (Od. XXI, 35.):

---

*) Homer Od. XIV, 464 f.

— Allein an dem Gasttisch
Lernten sie nie sich kennen,

so ist klar, daß er wußte, wie sehr der Wein die Zunge lüfte und die Leute mit einander bekannt mache. Denn Leute, welche schweigsam mit einander essen und trinken, lernen einander nicht kennen; weil aber das Trinken redselig macht und durch das Geplauder Vieles an den Tag kommt und enthüllt wird, was sonst verborgen geblieben wäre, so giebt auch das gemeinschaftliche Trinken Gelegenheit zu gegenseitiger Beobachtung. Daher kann man mit Grund dem Aesopus vorwerfen: Mein Lieber, warum wünschest du solche Fenster, durch welche Jeder des Andern Gedanken durchschauen könnte? Wir haben ja den Wein, der uns Herz und Mund öffnet, und uns nicht schweigen läßt und uns von aller Affektation und Verstellung frei macht, wenn das Gesetz, gleich einem Hofmeister, in weiter Ferne ist. Für Aesopus und Plato, oder wer sonst ein Bedürfniß fühlt die Sinnesart eines Andern auszuforschen, für den ist der Wein das beste Mittel dazu. Diejenigen dagegen, welche einander nicht zu foltern und auszuholen brauchen, sondern sich freundschaftlich mit einander zu unterhalten wünschen, bringen bei ihren Zusammenkünften nur solche Fragen und Gespräche auf die Bahn, welche die schlechte Seite des Innern nicht an den Tag kommen lassen, sondern den besten und gebildetsten Theil unseres Geistes ansprechen, der dann mittelst interessanter Unterhaltung gleichsam auf das ihm entsprechende Wiesen- und Waideland gelangt.*) Aus solchen Unterhaltungen habe ich für dich dieses dritte Zehnd Trinkreden zusammengestellt, dessen erste Frage von den Kränzen handelt.

*) Die blumige Wiese ist dem Griechen das Bild für alles Erfreuliche und Ergötzliche; das Waideland deutet selbverständlich auf die geistige Nahrung.

Erste Frage:

Darf man beim Trinkgelage Blumenkränze tragen?

Auch auf die Kränze kam man einmal zu sprechen, bei einem Gastmahl, in Athen nämlich, zu welchem der Musiker Strato aus Anlaß eines Opfers, das er den Musen gebracht, eine größere Zahl Gäste geladen hatte. Als hier nach dem Essen allerlei Kränze herumgereicht wurden, spöttelte Ammonius über uns, daß wir statt Lorbeerkränzen, Rosenkränze um das Haupt gewunden haben. Die Blumenkränze, bemerkte er, seien überhaupt etwas Kindisches und passen mehr für lustige Mädchen und Frauen, als für eine Versammlung von Männern der Wissenschaft und Kunst. Ich wundere mich nur, daß Eraton hier, der in der Musik die chromatische Verfälschung der Harmonie so verabscheut und den schönen Agathon tadelt, der bei der Aufführung seiner Myster zuerst die chromatische Harmonie angebracht und eingemischt haben soll, selbst auch seine Trinkstube mit allerhand farbigen Blumen angefüllt hat, und dem Vergnügen den Zugang durch die Ohren versperrt und dasselbe durch die Augen und durch die Nase, gleichsam wie durch andere Thüren der Seele zuführt, und den Kranz nicht der Religion, sondern dem Vergnügen weiht. Und doch verbreitet diese Salbe hier einen weit dauerhafteren Wohlgeruch als diese Blumen, die unter den Händen der Kranzflechterinnen immer mehr absterben. Und doch findet in einer Trinkgesellschaft von Philosophen kein Vergnügen Platz, welches nicht mit irgend einem Nutzen in Verbindung steht, oder aus einem Princip natürlicher Triebe hervorgeht. Wie nämlich die, welche von geladenen Freunden zum Gastmahl mitgenommen werden, nach gastlicher Sitte die gleiche Aufnahme wie Jene finden, wie z. B. Aristodemus, welchen Sokrates zu

dem Gastmahle des Agathon mitnahm, denen aber, welche ungeladen kommen, die Thüre verschlossen werden muß, so finden auch die Vergnügungen beim Essen und Trinken Platz, wenn sie von der Natur eingeladen, ihrem Triebe folgen, die anderen aber, welche ungeladen kommen und keinen Genuß versprechen, werden abgewiesen.

2. Auf dieß hin legten die jungen Leute, welche den Ammonius noch nicht so kannten und sich deßhalb einschüchtern ließen, unvermerkt ihre Kränze ab; ich aber, da ich wußte, daß Ammonius diese Frage nur zum Zwecke einer Uebung in der Untersuchung derselben unter die Gesellschaft geworfen habe, wandte mich an den Arzt Tryphon mit den Worten: Du Trefflicher, du mußt entweder mit uns Andern diesen schönen in Rosenblüthe erglühenden Kranz ablegen, oder, wie du sonst immer in unserer Gesellschaft zu thun pflegst, dich darüber aussprechen, wie förderlich diese Blumenkränze für das Trinken sind. Da nahm Eraton das Wort: Ist es denn die allgemeine Ansicht, daß man kein Vergnügen zulasse, welches keinen Nutzen bringt*), und eine Lustbarkeit verschmähe, wenn sie uns nicht zugleich einen Lohn abwirft? Oder versagen wir uns etwa die Salben und den Purpur, weil sie ein überflüssiger Aufwand sind, als trügerische**) Kleidung und Salbung, wie der Barbar***) sich ausdrückte? Und doch sind die von der Natur geschaffenen Farben und Gerüche prunklos und unverfälscht und unterscheiden sich in Nichts von dem Obste. Wäre es nicht einfältig, wenn wir die Säfte, welche die Natur uns schenkte, einheimsen und genießen, die Gerüche und Farben aber,

*) Wörtlich: keinen Beitrag gibt, wie bei Mahlzeiten auf gemeinschaftliche Kosten.

**) D. h. die einen falschen Schein geben.

***) Der König der Aethiopier gegen die Gesandten des Kambyses.

welche die Jahreszeiten uns bieten, wegen des Reizes und der Anmuth, die sich an ihnen zeigen, verschmähen wollten, wenn sie nicht nebenher auch sonst noch etwas Nützliches mit sich bringen? Ich bin im Gegentheil der Meinung, daß, wenn die Natur, wie ihr selbst annehmet, nichts umsonst hervorbringt, jene Gaben des Vergnügens wegen geschaffen worden seien, welche, ohne sonst noch einen Nutzen abzuwerfen, blos zur Ergötzung dienen. Bedenke aber weiter, daß den in der Erde wurzelnden und aufsprossenden Pflanzen Blätter beigegeben sind zum Schutz der Frucht und damit die Bäume mit ihrer Hülfe den Wechsel der Wärme und Kälte besser ertragen, die Blumen aber, so lange sie sich erhalten, keinen weiteren Nutzen abwerfen als daß wir uns an ihrem Geruche und ihrem Anblick erfreuen, sofern sie wundervolle Gerüche von sich geben, und ein unnachahmliches Farbenspiel entfalten. Daher empfinden die Gewächse gleichsam einen nagenden Schmerz, wenn man ihre Blätter abreißt, und erleiden dadurch einen reizbaren Schaden und eine häßliche Entblößung. Und zwar, meine ich, muß man nicht nur, wie Empedokles sagt, der Lorbeerblätter sich entschlagen, sondern auch alle andern Bäume schonen und sich nicht mit ihrer Verwüstung schmücken, indem man ihnen gewaltsam und naturwidrig ihre Blätter raubt. Das Pflücken der Blumen dagegen gleicht der Weinlese und thut keinen Schaden, vielmehr würden sie, wenn man sie nicht zur Zeit brechen würde, verwelken und abfallen. Wie nun die Barbaren sich in die Felle statt in die Wolle der Zuchtthiere kleiden, so scheinen mir auch Diejenigen, welche ihre Kränze lieber aus Blättern als aus Blumen flechten, die Pflanzen nicht vernunftgemäß zu verwenden. Dieß ist es, was ich zu Gunsten der Kranzhändlerinnen vorzubringen weiß, denn ich bin kein Gelehrter, daß ich die Gedichte anführen könnte, in welchen zu lesen ist, daß in alter Zeit die Sieger in heiligen Spielen mit Blumenkränzen umwunden

würden; nur dessen, daß der Blumenkranz den Musen geweiht ist, glaube ich mich daher zu erinnern, daß die Sappho zu einem ungebildeten und unwissenden Weibe sagt:

Wenn gestorben du bist ist es mit dir aus ....
..... denn nicht hast du ja Theil
An Pieria's Rosen ... *)

Nun laßt uns hören, ob auch Tryphon von Seiten der Arzneikunde dafür Zeugniß gibt.

3. Jetzt erst nahm Tryphon die Rede auf und bemerkte: unsere Vorfahren haben nichts von allem dem ununtersucht gelassen, da sie ihre Heilmittel meist aus dem Pflanzenreiche nahmen; wofür es jetzt noch Beweise gibt. So opfern die Tyrier dem Agenorides und die Magnesier dem Chiron, welche Beide zuerst die Heilkunde ausgeübt haben sollen, die Erstlinge, und zwar Wurzeln und Kräuter, mit welcher Jene die Kranken heilten. Und Dionysus galt nicht allein weil er den Wein, dieses kräftige und angenehme Heilmittel, erfunden, für einen tüchtigen Arzt, sondern auch weil er den Epheu, dessen Wirkung am meisten dem Weine widersteht, zu Ehren brachte und die Bacchanten die Bekränzung mit demselben lehrte, damit sie vom Weine weniger belästigt werden, da der Epheu durch seine Kälte die Berauschung niederhalte. Auch einige Namen beweisen das große Interesse an diesen Dingen in der Vorzeit. So nannte man den Nußbaum deßhalb so, weil er einen drückenden und betäubenden Duft verbreitet, der dem, welcher sich unter ihm niederlegt, Schmerzen verursacht; und den Narkissus, weil er die Sehnen lähmt und eine starrmachende Schwere erzeugt; weßhalb ihn auch Sophokles den uralten Kranz der

*) Vollständiger durch andere Schriftsteller erhalten, s. Bergk's Lyrici gr. p. 615, 73 ed. I.

großen (d. h. unterirdischen) Götter genannt hat. Auch der Name der Raute soll von ihrer Wirkung herkommen: sie macht nämlich durch ihre aus ihrer Hitze entstehende Trockenheit den Samen hart und ist für die Schwangeren durchaus nachtheilig. Diejenigen jedoch, welche glauben, die Amethystpflanze schütze gegen Trunkenheit, und sie und der gleichnamige Stein haben davon ihren Namen erhalten, sind im Irrthum; denn beide haben ihren Namen von ihrer Farbe, weil das Blatt der Pflanze nicht dem ungemischten, sondern einem fast bis zur Weinlosigkeit durch Wasser verdünnten Weine gleicht. Es ließen sich noch sehr viele Pflanzen aufzählen, die ihre Namen von ihrer Wirkung haben, aber die obigen werden hinreichen, um eine Vorstellung von der Sorgfalt und reichen Erfahrung unserer Altvordern zu geben, in Folge welcher sie auch die Kränze beim Weintrinken einführten. Denn in den meisten Fällen bringt der Wein, wenn er zu Kopfe steigt und den Körper bis zum Ausgangspunkt der Sinnorgane anspannt, den Menschen in Verwirrung; die Ausströmungen der Blumen aber schützen auf erstaunliche Weise dagegen, und sperren das Haupt, wie eine Stadtburg durch Verschanzungen, von der Berauschung ab, indem die warmen Blumen sanft die Poren öffnen und so dem Wein einen Ausweg zum Verdunsten bereiten, die kalten dagegen durch die leichteste Berührung die aufsteigenden Dünste zurücktreiben, wie der Veilchen- und Rosenkranz; diese beiden nämlich ziehen das, was den Kopf beschwert, durch ihren Geruch zusammen, und hemmen es. Die Blüthe der Alkanastaude *) sodann und der Safran und die Bakkaris lullen die Betrunkenen in einen süßen Schlaf. Sie haben nämlich eine milde und angenehme Ausströmung, welche die Unregelmäßigkeit und Schroffheit am Körper der Betrunkenen unvermerkt

*) Statt κυπροῦ lesen Andere κυπείρου: Zypergras.

auflöst, in Folge dessen Ruhe eintritt und der Rausch vermindert und gemildert wird. Einige Blumen haben Gerüche, welche, wenn sie sich gegen das Gehirn hinauf verbreiten, die Kanäle der Sinneswerkzeuge ausputzen und die Feuchtigkeit sanft ohne Schmerz und Erschütterung mittelst der Wärme zertheilen und das von Natur kalte Gehirn aufwärmen. Deßhalb wurden die Blumenkränze, die man vom Halse auf die Brust herabhängen ließ, vorzugsweise Hypothymiden genannt und mit den aus ihnen gemachten Salben die Brust bestrichen. Dieß bestätigt auch Alkäus, wo er befiehlt, ihm die Salbe über sein Haupt, das so viel gelitten, und auf seine grauhaarige Brust zu gießen. So schießen von da aus auch die Gerüche vermöge der Wärme in das Gehirn hinauf, indem sie von der Nase aufgefaßt werden. Denn nicht deshalb nannte man die um den Hals gebundenen Kränze Hypothymiden weil man glaubte, die Seele habe ihren Sitz im Herz, — denn in diesem Falle hätten sie vielmehr Epithymiden genannt werden müssen — sondern, wie ich eben behauptete, wegen ihrer Ausdünstung und Ausströmung. Wir dürfen uns jedoch nicht darüber wundern, daß die Ausdünstungen der Kränze eine solche Wirkung äußern: man erzählt ja auch, daß der Schatten des Eibenbaums, wenn dieser von Blüthe strotzt, die Leute tödte, die in ihm schlafen: und daß von dem vom Mohn ausströmenden Dunste die Leute, welche den Mohnsaft einsammeln, wenn sie sich nicht vor ihm in Acht nehmen, umfallen. Und wenn man das Alyssonkraut in die Hand nimmt oder auch nur ansieht, verliert man den Schlucken; und es soll auch den Schaf- und Ziegenheerden sehr zuträglich sein, wenn es neben ihrer Hürde gepflanzt wird. Die Rose sodann hat bekanntlich ihren Namen davon, daß sie eine starke Geruchsströmung von sich gibt.*) Deßhalb verwelkt sie auch so schnell; sie ist ihrer Wirkung

*) Von ῥέω: fließen.

nach kühlend und ihrer Farbe nach feurig, und dieß hat seinen guten Grund, denn es bildet sich auf ihrer Oberfläche eine feine Wärme, die von der Kälte herausgetrieben wird.

Zweite Frage:

Ist der Epheu von Natur warm oder kalt?

1. Als wir dem Tryphon unsern Beifall bezeugten, lächelte Ammonius und sagte: es würde nicht recht von mir sein, eine so buntfarbige und blumige Rede, wie einen Kranz durch Widerspruch in Stücke zu zerreißen; nur das weiß ich nicht, wie der Epheu mit der Kälte in Verbindung gebracht und behauptet werden konnte, er helfe dazu mit, den ungemischten Wein unschädlich zu machen, während er doch sehr feurig und hitzig ist. Denn wenn man seine Frucht unter den Wein mischt, so macht sie diesen durch ihre Entzündung berauschend und verwirrend; und wenn man einen Zweig von ihm abreißt, sagt man, so verbiegt er sich ebenso wie das Holz am Feuer. Der Schnee ferner, welcher auf anderen Gewächsen oft mehrere Tage hinter einander liegen bleibt, verläßt den Epheu sehr schnell, oder vielmehr vergeht er überhaupt auf der Stelle, weil er auf ihm von seiner Wärme schmilzt. Das Wichtigste aber ist, was Theophrastus erzählt, daß Alexander dem Harpalus den Befehl gegeben habe, in seinen Gärten zu Babylon hellenische Bäume zu pflanzen, besonders aber sollte er, weil der Boden in dieser Gegend sehr heiß war und ringsum glühte, diese Pflanzen unter die holz- und laubreichsten und schattigsten Gehölze vermengen. Da nahm nun aber der Boden nur allein den Epheu nicht an, obgleich Harpalus Alles versuchte, und alle Mühe darauf wandte, sondern er verdarb und verdorrte, weil er schon selbst sehr hitzig in einen hitzigen Boden versetzt wurde,

und diese Vereinigung nicht eingieng, sondern verdarb. Denn das Uebermaß verzehrt die Kräfte; daher streben sie nach ihrem Gegentheil, und das Kalte sehnt sich nach dem Warmen, wie das Warme nach dem Kalten. So bringen die gebirgigen und windigen und beschneiten Gegenden die kienigen und Pech gebenden Gewächse, besonders Fichten und Kiefer hervor. Außerdem, lieber Tryphon, verlieren frostige und kalte Bäume ihre Blätter wegen der geringen Wärme, welche sich bei ihrer Schwäche zusammenzieht und die Pflanze verläßt, den Oelbaum aber und den Lorbeerbaum und die Cypresse erhält ihre fettige und warme Natur immer grünend, und so auch den Epheu. Demnach hat unser vielgeliebter Dionysus den Epheu weder als Beförderer noch als Bekämpfer des Weines uns zugeführt, da er geradezu den ungemischten Wein Methy *) und sich selbst Methymnäus nannte. Mir scheint es vielmehr, wie die Weintrinker, wenn sie keinen Traubenwein haben, Gerstenwein **) trinken, Andere auch Aepfelwein und Palmwein für sich bereiten, so habe auch Jener, da er zur Winterszeit einen Weinrebenkranz wünschte, aber den Weinstock entblöst und blätterlos sah, der Aehnlichkeit wegen mit dem Epheu sich begnügt. Denn die gewundenen Zweige, welche auf ihrem Wege hin- und herirren, und die feuchten, sich regellos über ihn verbreitenden Blätter, besonders aber die einer dichten unreifen Weintraube, die sich eben färbt, gleichenden Fruchtbüschel sind eine getreue Nachbildung der Weintraube. Wenn aber dennoch der Epheu etwas gegen die Berauschung hilft, so müssen wir annehmen, daß er dieß durch seine Wärme thue, indem er die Poren öffnet oder vielmehr den Wein milder macht, so daß dir, lieber Tryphon, zu Gefallen Dionysus noch immer ein Arzt bleibt.

*) Ein berauschendes Getränk; davon kommt unser Meth her.
**) Bier.

2. Auf dieß hin blieb Tryphon stille und besann sich darauf, wie er entgegnen könnte; Erato aber forderte uns Jüngere, Jeden mit seinem Namen auf, entweder dem Tryphon in der Vertheidigung seiner Ansicht von den Kränzen beizustehen, oder unsere Kränze abzulegen. Ammonius aber erklärte, sie brauchen sich nicht zu fürchten, denn er werde dem, was sie vorbringen, nicht widersprechen. Da nun auch Tryphon zum Sprechen aufmunterte, so begann ich: der Beweis, daß der Epheu kalt sei, ist nicht meine, sondern Tryphons Aufgabe, denn dieser wendet ihn viel als abkühlendes und zusammenziehendes Mittel an. Die Behauptung aber, daß er, wenn man ihn unter den Wein mische, berauschend wirke, ist nicht wahr, denn den Zustand in den er die Trinkenden versetzt, darf man nicht sowohl Betrunkenheit als vielmehr Verwirrung und Wahnsinn nennen, wie solchen auch das Bilsenkraut zur Folge hat, und es viele ähnliche Pflanzen gibt, welche den Geist in Raserei versetzen. Die Zuckung der abgerissenen Zweige sodann ist kein Grund; denn solche naturwidrige Handlungen gehen nicht von den Naturkräften aus, vielmehr biegt sich auch das Holz, wenn das Feuer die Feuchtigkeit, welche dasselbe gegen Krümmungen und Abwege schützt, mit Gewalt aus demselben herauszieht. Die natürliche Wärme dagegen gibt Gedeihen und Nahrung. Siehe doch zu, ob nicht die vielfachen Krümmungen und dieses Niedersinken von einer Schwäche und Kälte des Körpers herkommen, von welcher dieser häufig Gegendruck und Hemmung erleidet, wie ein Wanderer aus Mattigkeit sich oft niedersetzt und dann wieder weiter geht. Aus diesem Grunde bedarf er auch eines Stützpunktes, um den er sich herumschlingt, weil er aus Mangel an Wärme, welche die Neigung hat, in die Höhe zu steigen, sich nicht selbst erheben und leiten kann. Der Schnee aber verschwindet und schmilzt in Folge der Feuchtigkeit des Blattes, dessen Nässe ihn

vertilgt und sein loses Wesen zertheilt, da er nur aus einer Masse kleiner und zahlreicher Blasen besteht; daher auch der Schnee in sehr kalten und nassen Gegenden ebenso schnell schmilzt wie in sonnigen. Das Immergrüne aber und, wie Empedokles es nennt, das stets Belaubte desselben kommt nicht von der Wärme her, so wenig als das Blätterabfallen von der Kälte; wie denn auch die Myrte und das Frauenhaar, *) welche nicht zu den warmen, sondern zu den kalten Bäumen gehören, immer grün sind. Manche nun glauben, es komme von der Gleichheit der Temperatur her, daß die Blätter hängen bleiben; Empedokles aber gibt außerdem auch noch ein gewisses Gleichmaß der Poren als Grund an, welche die Nahrung in geregelter und gleichmäßiger Weise hindurchlassen, so daß sie in hinreichender Menge zufließt. Bei den Bäumen aber, welche die Blätter verlieren, ist dieß nicht möglich, weil die oberen Poren locker, und die unteren eng sind, und so die einen die Nahrung nicht hinaufschicken, und die anderen sie nicht festhalten, sondern das Wenige, was ihnen zukommt, auf einmal wieder aus sich hinausströmen lassen, wie bei manchen unebenen Gräben. Die gut bewässerten Pflanzen dagegen halten sich mittelst ihrer hinreichenden und gleichmäßigen Nahrung und bleiben ewig jung und grün. Aber doch als man ihn in Babylon pflanzte, verdarb er und versagte? Daran hat dieser ächte Landsmann wohl gethan, daß er, der Klient und Tischgenosse des böotischen Gottes, sich nicht in barbarisches Land versetzen ließ, und es nicht machte, wie Alexander, der sich bei jenen Völkern einheimisch machte, sondern durchging und sich gegen die Entfremdung sträubte. Der Grund war aber nicht die Wärme, sondern die Kälte, welche eine entgegengesetzte Temperatur nicht vertragen konnte. Denn das, was der

*) Vgl. S. 1880.

Natur eines Andern entspricht, läßt dieses nicht verderben, sondern nimmt es an sich und ernährt es, wie der dürre Boden den Thymian. Die Gegend von Babylon aber umgibt eine so drückende und stickend heiße Luft, daß viele Handelsleute *) sich Schläuche mit Wasser füllen lassen und darauf schlafen, um sich abzukühlen.

Dritte Frage:

Warum werden die Weiber am wenigsten und die Greise am schnellsten berauscht?

Florus drückte seine Verwunderung darüber aus, daß Aristoteles, wo er in seiner Schrift über die Betrunkenheit sagt, daß die Greise am meisten, die Weiber am wenigsten der Berauschung verfallen, den Grund davon nicht angegeben habe, während er dieß sonst nie unterließ. Er warf nun diese Frage zur Untersuchung unter die Tischgesellschaft, die übrigens aus lauter Bekannten bestand. Da begann Sulla, das Eine werde aus dem Andern deutlich werden. Wenn wir nämlich betreffs der Weiber den richtigen Grund finden, so werde es bezüglich der Greise nicht mehr viel Kopfzerbrechens brauchen. Denn der Gegensatz beider Naturen bilde vorzugsweise die Feuchtigkeit und Trockenheit, die Rauhheit und Glätte, die Weichheit und Härte. Was nun die Weiber betrifft, fuhr er fort, so setze ich als zugestanden voraus, daß sie eine feuchte Leibesconstitution haben, von welcher die ihrem Fleische inwohnende Zartheit, der Glanz auf der glatten Hand und die monatliche Reinigung herkomme. Wenn nun der Wein in eine Menge Feuchtigkeit hineinkommt, so wird er überwältigt und verliert seine Kraft und wird ganz nachgiebig und

*) Andere lesen εὔποροι: reiche Leute.

wässerig. Einen weiteren Grund bietet Aristoteles selbst, wo er sagt, daß Diejenigen, welche viel auf einmal in Einem Athemzuge trinken, was man in alter Zeit Amystizo *) nannte, am wenigsten in Trunkenheit verfallen. Denn der Wein bleibe nicht lange in ihnen, sondern gehe, von seiner Masse gedrängt, durch den Körper hindurch. Auf diese Art nun sehen wir gewöhnlich die Weiber trinken. Es ist auch wahrscheinlich, daß ihr Leib in Folge des fortwährenden Herabziehens von Feuchtigkeit zum Behuf der Reinigung viele Poren hat und wie mit Gräben und Kanälen durchfurcht ist. Wenn nun der Wein in diese hineinkommt, so geht er schnell ab, ohne sich mit den edelsten Organen zu vereinigen, durch deren Aufregung der Rausch entsteht. Von den Greisen aber scheint mir schon ihr Name zu besagen, daß sie keine eigene Feuchtigkeit mehr haben, denn sie heißen so, nicht weil sie zur Erde neigen, sondern weil ihre Leibeskonstitution bereits erdartig geworden ist. Auch ihre Unbiegsamkeit und Starrheit und Härte beweist, wie trocken ihr Körper ist. Wenn sie sich dann volltrinken, so wird natürlich der Wein von dem in Folge seiner Trockenheit schwammigen Körper eingesaugt, bleibt aber darin liegen und drückt schwer auf denselben. Wie nun die Ströme über einen festen Boden hinwegfließen, ohne ihn schlammig zu machen, dagegen in lockeren Boden eindringen, so bleibt auch der Wein im Körper der Greise zurück, weil er von der Trockenheit angezogen wird. Außerdem sieht man, wie der körperliche Zustand der Greise an sich schon die Erscheinungen der Trunkenheit unverkennbar zeigt, wie Zittern in den Gliedern, Stottern der Zunge, übermäßige Geschwätzigkeit, Reizbarkeit zum Zorn, Vergessenheit und Geistesverwirrung. Da die meisten dieser Erscheinungen schon bei gesunden Greisen vor-

*) Trinken ohne den Mund zu schließen, d. h. in Einem Zuge, ohne abzusetzen.

kommen, so braucht es dazu nur eines unbedeutenden Anlasses und irgend eines Anstoßes. So gibt also die Trunkenheit bei den Greisen keinen Anlaß zu besonderen neuen Erscheinungen, sondern nur zur Steigerung der gewöhnlichen, wofür auch das spricht, daß nichts so große Aehnlichkeit mit einem Greise hat, wie ein betrunkener Jüngling.

Vierte Frage:

Haben die Weiber ein kälteres oder ein feurigeres Temperament als die Männer?

1. Nach diesem Vortrag des Sulla bemerkte der Militär Apollonides: mit dem, was über die Greise gesagt worden, sei er einverstanden, bezüglich der Weiber aber, glaube er, habe man die Kälte derselben übersehen, welche den hitzigsten Wein lösche und das Beunruhigende und Feurige desselben entferne. Als man auch dieses annehmlich fand, unterbrach der Arzt Athryilatus aus Thasus die Untersuchung durch die Bemerkung, es gebe Leute, welche die Weiber nicht für kalt, sondern für hitziger als die Männer halten, ja solche, welche den Wein nicht für warm, sondern vielmehr für kalt halten.

2. Darüber bezeugte Florus seine Verwunderung und erklärte, indem er auf mich zeigte: Die Besprechung über den Wein überlasse ich dir; denn wir hatten nur wenige Tage vorher mit einander darüber gesprochen. *) Die Wärme der Weiber glaubt man fürs Erste daraus beweisen zu können, daß sie keinen Bart haben, weil die überflüssigen

*) Hier ist wahrscheinlich wegen der Aehnlichkeit der Worte der Schluß der Rede des Florus und der Anfang der Rede des Athryilatus ausgefallen, die etwa so lauteten: „Die Wärme der Weiber aber mußt du, Athryilatus, beweisen", worauf Athryilatus beginnt: „Die Wärme der Weiber also" u. s. w.

Nahrungs-Säfte, welche sonst in Haare sich verwandeln, hier von der Wärme aufgezehrt werden. Zweitens sodann mit der Menge des Bluts, welche die Quelle der Körperwärme und bei den Weibern in solcher Menge vorhanden sein soll, daß sie entzündet und gänzlich verbrennen würden, wenn nicht häufige und schnelle Reinigungen einträten. Drittens beweist das, was bei der Bestattung geschieht, daß der weibliche Körper wärmer ist als der männliche. Denn Diejenigen, welche dieses Geschäft besorgen, legen unter zehn männliche Leichname einen weiblichen und zünden sie mit diesem an, weil sein Fleisch so kirnig und fettig sei, daß es zum Brennmittel für die übrigen Leichname werde. Ferner wenn das, was mehr zeugungsfähig ist, auch wärmer ist, so ist der Umstand, daß die Mädchen früher als die Knaben von Zeugungskraft strotzen und zur Zeugung sich neigen, ebenfalls ein starker Beweis für ihre Wärme. Endlich liegt ein noch stärkerer und überzeugenderer Beweis darin, daß sie die Winterkälte so leicht ertragen; denn die meisten Weiber empfinden den Frost weniger als die Männer, und haben nur ganz wenige Kleider nöthig.

3. Ich aber, begann jezt Florus, glaube, daß gerade durch diese Schlußfolgerungen deine Ansicht widerlegt wird. Die Kälte fürs Erste halten sie deßwegen besser aus, weil meist das Gleiche für sein Gleiches ziemlich unempfindlich ist; sodann ist der zeugungsfähige Same nicht auf ihrer Seite, sondern sie bieten nur den Stoff und die Nahrung für das, was vom Manne kommt. Ferner hört bei ihnen das Gebären viel früher auf als die Zeugung bei den Männern. Daß sie leichter brennen, kommt vom Fett her, das für den kältesten Theil des Körpers gilt; daher haben junge Leute und Solche, welche sich mit Leibesübungen beschäftigen, das wenigste Fett. Die monatliche Reinigung ferner kommt nicht von der Menge, sondern von der Verderbniß und Unbrauchbarkeit des Blutes her; denn die nicht zur vollen

Entwicklung gekommenen und überflüssigen Theile desselben gehen, weil sie im Körper weder Grund fassen, noch Gestalt gewinnen können, in Folge ihres Unvermögens ab, nachdem sie durch den Mangel an Wärme ganz schlecht und schmutzig geworden sind. Wenigstens beweist der bei der Reinigung gewöhnlich eintretende Kälteschauer, daß das, was aus dem Körper hinausgetrieben wird, kalt und unreif ist. Und wer möchte wohl die Bartlosigkeit für eine Folge der Wärme und nicht vielmehr für eine Folge der Kälte erklären, wenn er sieht, daß gerade die wärmsten Theile des Körpers haarig sind; denn Alles der Art wird von der Wärme herausgetrieben, welche die Oberfläche ritzt und öffnet, während die Glätte der Haut eine Folge ihrer von der Kälte herrührenden Festigkeit ist. Daß aber die Weiber eine dichtere Haut haben als die Männer, das kannst du, lieber Athryilatus, von den Männern erfahren, welche noch bei ihren mit Salben oder Oel gesalbten Weibern schlafen; diese werden dabei, wenn sie dieselben auch gar nicht anrühren, von demselben Geruche angesteckt, weil ihr Körper vermöge seiner Wärme und Lockerheit sie an sich zieht.

Fünfte Frage:

Ist der Wein seiner Wirkung nach kalt?

1. Indeß ist, so schloß er, die Frage von den Weibern nach beiden Seiten bereits hinlänglich durchgekämpft; aber von dem Wein möchte ich noch wissen, wodurch er in Verdacht komme, daß er kalt sei. Da fragte ich: Du glaubst also, daß diese Aufgabe mir zukomme? Wem denn sonst? erwiederte er. Ich bin einmal, erklärte ich, nicht kürzlich, sondern vor langer Zeit auf eine Abhandlung des Aristoteles über diese Frage gestoßen. Auch Epikurus hat in seinem Gastmahl viele Redner gegen einander auftreten lassen, deren Hauptgegenstand,

wenn ich mich recht erinnere, eben diese Frage war. Er behauptet nämlich daselbst, der Wein sei nicht absolut warm, sondern enthalte Atome*), die theils Wärme, theils Kälte bewirken. Einen Theil von diesen verliere er, wenn er in den Körper hineinkomme und nehme dann andere aus dem Körper zu sich, und schließe sich an das besondere Temperament und die besondere Natur der Einzelnen an, so daß durch den Rausch die Einen erhitzt, die Andern erkältet werden.

2. Aber dieß, bemerkte Florus, führt uns geradenwegs durch den Protagoras hindurch zu dem Pyrrhon**); denn es ist klar, daß wir in dieser Weise auch bei Untersuchungen über das Oel oder die Milch oder den Honig, und ebenso über Anderes, einem bestimmten Urtheil über dessen natürliche Beschaffenheit damit ausweichen könnten, daß wir behaupten, jedes einzelne entstehe durch gegenseitige Mischung und Temperirung. Aber wie willst du beweisen, daß der Wein kalt ist? So, erwiederte ich, wie Einer, der von Zweien gezwungen ist, aus dem Stegreif zu sprechen. Zuerst fiel mir nunmehr das Verfahren der Aerzte ein. Denen nämlich, welche in Folge von Magenschwäche erschlafft sind und einer Anregung bedürfen, helfen sie nicht mit warmen Mitteln auf, sondern damit, daß sie ihnen Wein geben. Ebenso stillen sie den Durchfall und den ermattenden Schweiß mit Wein, weil dieser nicht weniger, sondern noch besser als der Schnee durch Abkühlung und Zusammenziehung, die hin- und hertaumelnde Natur wieder aufrichtet und stärkt. Wenn er aber eine erwärmende Kraft besäße, so würde, wenn man ungemischten Wein in den Magen göße, dieß gerade so sein, wie wenn man Feuer an den Schnee legte. Ferner behaupten die meisten Aerzte, der Schlaf werde durch

*) D. h. untheilbaren Stoff.

**) Beide sind skeptische Philosophen.

Abkühlung herbeigeführt, und die Mittel zum Einschläfern seien meist kühlende Mittel, wie der Alraun und das Opium. Allein diese pressen und befestigen die Organe heftig und mit großer Gewalt zusammen, während der Wein langsam abkühlt und in angenehmer Weise die Unruhe beruhigt und stillt, indem er von jenen Mitteln nur durch das Mehr und Weniger verschieden ist. Außerdem wirkt die Wärme auf den Zeugungstrieb; denn die Feuchtigkeit kommt in leichten Fluß, und in dem Lebensgeist entwickelt sich durch die Wärme eine leidenschaftliche Regsamkeit und Stärke. Nun sind aber Diejenigen, welche vielen Wein trinken, für den Beischlaf ziemlich unempfindlich und ergießen keinen zeugungskräftigen und entwickelten Samen, und ihr Umgang mit den Weibern bleibt in Folge ihres schlechten und erkälteten Samens wirkungs- und erfolglos. Und alle die Erscheinungen, welche der Frost an dem Körper hervorbringt, kommen auch bei den Betrunkenen vor, wie Zittern, Schwerfälligkeit, Bleichwerden, Zucken in den Gliedern, undeutliche Sprache, Spannung und Erstarrung der Sehnen an den Extremitäten; und bei den Meisten geht die Berauschung zuletzt in Ohnmacht über, sobald der Wein die Wärme völlig ausgetrieben und ausgelöscht hat. Man kurirt ja, wie bekannt, die Schäden, welche die Besoffenen an ihrem Körper erlitten haben, im ersten Augenblick dadurch, daß man sie durch Umhüllung mit Kleidern und Niederlegen wieder aufwärmt, am folgenden Tage dann mit Bädern und Salben und solchen Speisen, welche ihren Wanst nicht drücken, sondern die vom Weine zertheilte und ausgetriebene Wärme sanft wieder herbeischaffen. Ueberhaupt können wir an den Erscheinungen, die uns vor Augen kommen, noch manche unbekannte Aehnlichkeiten und Kräfte entdecken. Ueber die Natur der Trunkenheit jedoch braucht man nicht weiter nachzuforschen. Denn wie bekannt und schon oben bemerkt worden ist, haben die Betrunkenen Aehnlichkeit mit den Grei-

sen, daher altern auch starke Trinker sehr frühzeitig und die meisten bekommen vor der Zeit Kahlköpfe, und noch ehe sie das Greisenalter erreichen, graue Haare; lauter Erscheinungen, die aus Mangel an Wärme am Menschen eintreten. So besitzt ferner der Essig eine weinartige Natur und Wirkung; es gibt aber kein wirksameres Löschmittel gegen das Feuer als den Essig, der mit seiner außerordentlichen Kälte besser als alle andern Mittel die Flamme bewältigt und zusammendrückt. Und auch von den anderen Früchten gebrauchen die Aerzte, wie man sieht, vorzugsweise die Granat- und andern Aepfel als kühlende Mittel. Und wird denn nicht selbst aus der Honigmasse Wein bereitet durch Beimischung von Regenwasser und Schnee, wobei die Kälte, wenn sie die Oberhand gewinnt, das Süße vermöge seiner Verwandtschaft ins Herbe verwandelt; und haben nicht unsere Vorfahren ebendeßwegen unter den Thieren die Schlange und unter den Pflanzen den Epheu dem Gott als Attribut zugetheilt, weil beider Wesen kalt und frostig ist? Wenn man aber darin, daß der Schierlingstrank, wie man annimmt, wenn man vielen Wein darauf trinkt, unschädlich gemacht wird, einen Beweis für die Wärme desselben finden wollte, so würde ich umgekehrt behaupten, daß aus einer solchen Mischung ein unheilbares Gift entstehen würde, das Denen, welche es trinken, unfehlbar den Tod bringen müßte; so daß man den Wein ebensowenig deßhalb, weil er dem Gifttrank widersteht, für warm, noch deßhalb, weil er das Gift unterstützt, für kalt halten darf; wenn es nämlich glaublich ist, daß der Schierlingstrank durch seine Kälte, und nicht vielmehr durch eine andere Eigenschaft und Wirkung, tödtlich sei.

Sechste Frage:

Die Zeit des Beischlafs.

1. Einige junge Leute, die erst seit Kurzem die Schriften der alten Philosophen studirt hatten, tadelten den Epikurus darüber, daß er unanständiger und unnöthiger Weise bei einem Gastmahl die Zeit des Beischlafs zur Sprache gebracht habe. Denn daß ein älterer Mann bei einer Mahlzeit in Gegenwart junger Leute der Geschlechtsliebe Erwähnung thue und eine Untersuchung darüber anstelle, ob man dieselbe nach Tisch oder vor Tisch genießen solle, dazu gehöre die höchste Frechheit. Dagegen beriefen sich Mehrere auf Xenophon, welcher seine Gäste nach der Mahlzeit, und zwar nicht zu Fuße, sondern zu Pferde zum Beischlaf mit ihren Frauen abgehen läßt; der Arzt Zopyrus dagegen, der in den Schriften des Epikurus sehr gut bewandert war, bemerkte, sie müssen das Gastmahl des Epikurus nicht mit Aufmerksamkeit gelesen haben. Er habe nämlich nicht von Anfang und als Hauptsache diese Frage aufgeworfen und dann durchgesprochen, sondern nach der Mahlzeit habe er seine Schüler zu einem Spaziergang veranlaßt und hier zur Warnung mit ihnen von den sinnlichen Begierden gesprochen, um sie davon abzuhalten, da die Wollust immer leicht in's Verderben führe und namentlich Diejenigen, welche sich ihr unmittelbar nach dem Essen und Trinken ergeben, in den schlimmsten Zustand versetze. Wenn er aber auch diese Materie zum Hauptgegenstand seiner Besprechung gemacht hätte, sollte es dann nicht ganz am Platz gewesen sein, daß ein Philosoph über die passende Zeit des Beischlafs Betrachtungen anstellt: oder sollte, während es doch besser ist, diese zu rechter Zeit und mit Ueberlegung zu vollziehen und es sonst nirgends für bedenklich gilt, die beste Zeit dazu in Betracht zu ziehen, dieß nur beim Trinken und beim Mahle unanständig

sein? Im Gegentheil, glaube ich, könnte man einen Philosophen darüber tadeln, wenn er bei Tage in der Schule in Gegenwart vieler und verschiedenartiger Leute davon sprechen würde; aber wenn der Becher unter Bekannten und Freunden vor uns steht, wo es ohnedieß am Platze ist, unter die abstumpfenden und kalt lassenden Gespräche beim Wein einige Abwechslung zu bringen, wie sollte es da unanständig sein, einen nutzbringenden Vortrag über das Verhalten beim Beischlaf zu halten oder anzuhören? Ich wenigstens, beim Hunde,*) möchte lieber wünschen, daß Zeno seinen Zoten über den Beischlaf bei einem Gastmahl und vielmehr im Scherz, als in einer Schrift von so ernstem Inhalt, wie sein „Staat“ ist, angebracht hätte.

2. Von dieser Entgegnung betroffen, saßen die jungen Leute lautlos da. Als nun die Anderen den Zopyrus baten, er möchte ihnen die Ansichten des Epikurus darüber mittheilen, bemerkte er, er erinnere sich der Einzelheiten nicht mehr genau, er glaube aber, daß der Philosoph die heftigen Eindrücke des Beischlafs fürchte, da die Körper bei dieser Gelegenheit durch den zitternden Pulsschlag in Unruhe und Erschütterung verfallen. Denn überhaupt schon bringe der Wein, weil er aufregend und beunruhigend sei, den Körper aus seiner Haltung; wenn nun unser Körper in diesem beschwerten Zustande nicht Ruhe und Schlaf finde, sondern in andere geschlechtliche Aufregung verfalle, welche das, was hauptsächlich zur Verbindung und Zusammenhaltung des Körpers dient, auseinanderrücke und wegdränge, so sei zu fürchten, daß die ganze Masse aus den Fugen gehe, wie ein Haus, das von Grund aus erschüttert wird. Denn der Same fließe unter solchen Verhältnissen nicht in geregelter Weise, weil er durch seine Ueberfülle eingezwängt sei, sondern reiße sich mit Gewalt und in

*) Der bekannte Schwur des Sokrates, der auch sonst vorkommt.

Unordnung los. Daher, meint Epikurus, solle man erst dann, wenn der Körper ruhig geworden und die Speise völlig verdaut und mit ihrem Durchgang durch den Körper und ihrem Abgang zu Ende sei, so etwas thun, ehe der Körper wieder neuer Nahrung bedürfe. Diese Ansicht des Epikurus läßt sich auch mit den Lehren der Heilkunde vereinigen. Denn die Zeit bei Tagesanbruch, wo die Verdauung bereits vor sich gegangen ist, droht keine Gefahr, unmittelbar nach der Mahlzeit aber ist die Lust zum Beischlaf gefährlich. Man ist nämlich nicht sicher, ob man nicht doppelten Schaden leidet, wenn, so lange die Speise noch nicht verdaut ist, zu dieser Unverdautheit die Aufregung und Vibration des Beischlafs noch hinzukommt.

3. Da nahm Olympikus das Wort. Mir, sagte er, gefällt besonders die Aeußerung des Pythagoreers Kleinias, der auf die Frage, wann man am besten seiner Frau beiwohne, die Antwort gegeben haben soll: Wenn du gerade zumeist Schaden nehmen willst. Auch was Zopyrus so eben vorgebracht hat, finde ich gegründet; ich sehe aber, daß jeder Zeitpunkt wieder andere Unbequemlichkeiten und Schwierigkeiten für dieses Geschäft hat. Wie nun Thales, einer der Weisen, als seine Mutter in ihn drang, daß er heirathen solle, im Anfang zu ihr sagte: es ist noch nicht Zeit dazu; wie sie ihm dann später noch, als er schon verblüht war, zusetzte, ihr erwiderte: es ist nicht mehr Zeit; so wird auch jeder Andere sich mit der Liebeslust am besten abfinden, wenn er beim Schlafengehen sagt: es ist noch nicht Zeit, und beim Aufstehen: es ist nicht mehr Zeit.

4. Da bemerkte Soklarus: Lieber Olympikus, das paßt für Athleten und riecht noch ganz nach dem Kottabusspielen *) und Fleischessen, taugt aber nicht für uns. Denn es sind hier einige junge Ehe-

*) Ein bekanntes Trinkspiel.

männer unter uns, und diese müssen das Werk der Liebe vollziehen.*) Auch wir sind noch nicht ganz über die Aphrodite hinaus, sondern beten bekanntlich in den Lobgesängen zu Ehren der Götter zu ihr mit den Worten: „Schöne Aphrodite, schiebe uns das Alter noch weit hinaus!" Wir wollen nun sehen, wenn's gefällig ist, ob es passend und ziemlich, oder nicht vielmehr gegen alles Recht ist, daß Epikurus die Aphrodite von der Nacht ausschließt; sagt doch Menander, ein in Liebessachen erfahrener Mann, die Nacht habe den meisten Anspruch auf diese Gottheit.**) Denn es galt, wie ich denke, für anständig, es nur so zu thun, daß man die Finsterniß wie einen Vorhang darüber herziehe, damit man nicht, indem man am hellen Tage Umgang pflege, die Scham aus den Augen heraustreibe und die Ausschweifung aufstachle, und sich eine leibhaftige Vorstellung mache, welche, wenn man bei ihr verweilt, immer die Begierde wieder anregt. Denn der Blick ist, wie Plato sagt, der reizbarste unter allen Eindrücken, die wir durch den Körper erhalten, und reizt durch die Nähe des Anblicks die Seele mit Macht zu wollüstigen Vorstellungen und immer neuen Begierden. Die Nacht aber, welche die meisten Anläße zur Raserei wegnimmt, bringt die Natur in eine andere Richtung, und besänftigt sie, und läßt sie nicht durch den Anblick in Wildheit gerathen. Und abgesehen davon, was soll es für einen Sinn haben, daß man, wenn man in heiterer Stimmung und, wenn sich's gerade trifft, mit einem Kranze auf dem Kopf und mit Oel gesalbt, von einer Mahlzeit heimkommt, dann seine Frau stehen lasse und sich ins Bett einhülle und schlafe, dagegen aber am hellen Tage und mitten im Geschäftsleben die Frau aus dem

*) Anspielung auf Homer, Od. XI, 245.

**) Andere lesen: die beste Gottheit komme der Nacht zu, oder: die Aphrodite schicke sich unter allen Gottheiten am besten für die Nacht.

Frauengemache zu diesem Zweck holen lasse, oder, wie der Hahn, früh Morgens sich begatte? Den Abend, lieber Freund, haben wir zur Erholung von der Arbeit, den Morgen zum Beginn derselben; über den ersteren wacht der Befreier Dionysus nebst der Terpsichore und Thalia; der letztere steht unter der die Arbeit beschützenden Athene und dem Marktgotte Hermes. Darum nehmen den Abend Gesänge, Tänze und Hochzeitlieder in Beschlag:

Festlicher Schmaus und Gelag beim rauschenden Schalle der Flöten;

den Morgen aber die Schläge der Hämmer, das Schrillen der Sägen und das Geschrei der Zöllner von früh an, Bekanntmachungen der Ausrufer, welche vor Gericht laden und zu einer Dienstleistung für den König oder eine Obrigkeit auffordern. Während dieser Zeit ist das Vergnügen dahin, die Liebe hört auf und die Lust der Jugend,

Freude man nicht hat am bacchischen Thyrsus,

denn die Geschäfte sind dringend. Sodann läßt auch der Dichter (Homer) keinen der Heroen den Tag über zu seiner Frau oder einem Kebsweib liegen, nur von Paris erzählt er, daß er, nachdem er aus der Schlacht entronnen, sich in den Schoß seiner Frau verkrochen habe, weil die Unenthaltsamkeit bei Tag nicht Sache des Ehemanns, sondern eines rasenden Ehebrechers ist. Und wahrlich auch der Körper leidet von einem Beischlaf nach der Mahlzeit keinen besonderen Schaden, außer wenn Einer, der betrunken oder von der Ueberfüllung mit Speisen bis zum Bersten schwer ist, sich daran macht. In einem solchen Falle freilich könnte die Sache gefährlich und nachtheilig werden. Wenn aber Einer, der in dem gehörigen Zustand sich befindet und nur wenig aufgelöst worden, und dessen Körper weich geworden ist, und dem auch der Geist beisteht, nach einiger Zeit zu seiner Frau geht, so bereitet er der Seele während der Nacht keine große Unruhe durch

seine Schwere, auch tritt keine Umsetzung der Atome ein, wie Epikurus sagt, wo er dieser den Schaden schuld giebt; und wenn er etwas von sich gelassen hat, so wird sich diß durch neue Zuflüsse in den leeren Raum wieder ersetzen. Aber dann muß man sich mehr in Acht nehmen, wenn man mitten unter den Geschäften des Tages der Liebe pflegt, daß mit dem aufgeregten und beunruhigten Körper nicht auch noch die Sorgen des Geistes und die anstrengende Beschäftigung mit den täglichen Bedürfnissen zufallen und unmittelbar nachher auf ihn drücken, so daß die Natur keine genügende Zwischenzeit zur Erholung findet. Denn nicht Alle, lieber Freund, besitzen jene Muße und Bequemlichkeit, welche sich Epikurus mittelst der Vernunft und Philosophie für alle Zeit in so reicher Fülle erworben hatte; sondern Jeden erwarten täglich viele Kämpfe, und Alle, wie man zu sagen pflegt, Vorübungen; und für Solche ist es weder anständig noch zuträglich, den Körper in einem solchen Zustande noch durch leidenschaftlichen Beischlaf zu beunruhigen. Ihr könnet an die Lehre des Epikur glauben, daß die seligen und unsterblichen Götter sich nicht um unsere Angelegenheiten bekümmern; wir aber müssen uns, wenn wir, wie es sich gehört, die Staatsgesetze befolgen wollen, sorgfältig in Acht nehmen, daß wir nicht kurz nach einem Beischlaf uns in einen Tempel begeben und die Opferhandlung vornehmen. Daher ist es wohlgethan, wenn wir die Nacht und den Schlaf dazwischen hineinschieben, und nach einer gehörigen Zwischenzeit und Trennung wiederum rein, wie vorher, und mit der Stimmung eines neuen Tages, wie Demokritus sagt, aufstehen.

Siebente Frage:

Warum ist der Weinmost gar nicht berauschend?

1. In Athen wird das Erstlingsopfer des neuen Weins am eilften des Monats Anthesterion gebracht, welcher Tag Pithoigia *) heißt, und in alter Zeit goßen, wie bekannt, die Athener, ehe sie davon kosteten, den Göttern einen Opfertrank davon aus und beteten zu denselben, daß ihnen der Genuß dieses würzigen Trankes unschädlich und heilsam sein möge. Bei uns **) heißt der Monat Prostaterius. Am sechsten Tage desselben ist es Sitte, dem guten Genius zu opfern und dann nach dem Abendwind ***) den Wein zu verkosten. Denn dieser Wind verderbt und verändert den Wein mehr als alle andern, und der Wein, welcher diesem entgeht, gilt unbedenklich dafür, daß er lange halte. Da brachte nun mein Vater das übliche Opfer, und als nach dem Mahle †) die jungen Leute, die mit mir die Philosophie studirten, den Wein lobten, gab er ihnen die Frage zu diskutiren auf, warum der neue Wein gar nicht berausche. Den Meisten nun kam dieß sonderbar und unglaublich vor; Hagias aber bemerkte, das Süße sei immer widerwärtig und übersättigend, deßhalb könne man auch nicht leicht so viel neuen Wein trinken, daß es zu einem Rausche reiche; denn der Appetit höre aus Unlust auf, sobald der Durst gelöscht sei. Auch Homer wisse recht gut, daß zwischen süß und lieblich ein Unterschied sei, wo er sage (Od. XX, 69):

Nährte mit Käse und süßlichem Honig und lieblichem Weine,

*) Das Oeffnen der Fässer.
**) In Böotien.
***) Westwind.
†) In Chäronea.

denn der Wein sei im Anfang süß, werde aber lieblich, wenn er alt werde und mittelst der Gährung ins Herbe umschlage.

2. Aristänetus aus Nikäa bemerkte, er erinnere sich, neulich in einer Schrift gelesen zu haben, daß, wenn man Süßes unter den Wein mische, seine Berauschung aufhöre. Auch manche Aerzte, fügte er bei, verordnen Solchen, welche zu viel getrunken haben, sie sollen vor Schlafengehen ein in Honig getauchtes Stück Brod essen. Wenn also süße Zuthaten den Wein schwächen, so ist es natürlich, daß der neue Wein nicht berauscht, bis er seine Süßigkeit verloren hat.

3. Wir lobten nun sehr die Geschicklichkeit der Jünglinge im Auffinden von Gründen, da sie, ohne auf das ihnen Nächstliegende zu verfallen, sich mit eigenen Erklärungen zu helfen wußten. Denn der nächstliegende und leicht zu findende Grund ist nach Aristoteles die Schwere des neuen Weins, welche den Leib öffnet, und die vielen blähenden und wässerigen Stoffe, die noch an ihm haften. Die ersteren von diesen gehen sogleich unter Zwang ab, die wässerigen Theile dagegen schwächen den Wein; je älter er aber wird, um so stärker wird er auch durch Ausscheidung der wässerigen Theile, und so nimmt der Wein zwar an Inhalt ab, aber an Gehalt zu.

Achte Frage:

Warum sind ganz Berauschte weniger verrückt als halb Berauschte?

1. Da bemerkte der Vater: nachdem wir nun den Aristoteles beseitigt haben, wollen wir auch unsere eigene Ansicht über die sogenannten Leichtbetrunkenen darzulegen versuchen. Denn so scharfsinnig er auch ist, so scheint er mir doch bei dergleichen Fragen die Ursache nicht sorgfältig genug erörtert zu haben. Er sagt nämlich, wenn ich

mich recht erinnere, bei Nüchternen beurtheile der Verstand die Verhältnisse richtig, bei dem ganz Betrunkenen dagegen sei die Empfindung völlig aufgehoben, bei den leicht Betrunkenen aber sei zwar die Phantasie noch ihrer selbst mächtig, aber die Denkkraft verwirrt; daher urtheilen sie, aber schlecht, weil sie nur ihrer Einbildung folgen. Aber was haltet ihr davon?

2. Da sagte ich: Wenn ich die Sache mir überlege, so finde ich den angegebenen Grund genügend; wenn du mich aber zur Darlegung einer eigenen Meinung veranlassen willst, so bedenke fürs Erste, ob der angegebene Unterschied nicht im Körper zu suchen ist. Denn der Körper der leicht Betrunkenen kann ihrem Willen noch gut nachkommen, da er noch nicht überladen ist; wenn er aber niedergetrunken ist und sich unter der Last beugt, dann läßt er den Willen im Stich und sinkt hin, denn er ist keiner Handlung mehr fähig. Diejenigen dagegen, welche noch den Körper zum Gehülfen ihrer Thorheit haben, machen sich nicht durch größere Unüberlegtheit, sondern nur durch größere körperliche Beweglichkeit bemerklich. Betrachtet man aber die Wirkung des Weines von einer andern Seite, so wird nichts hindern, anzunehmen, daß sie sehr mannigfaltig ist und je nach der Quantität sich ändert, wie das Feuer, wenn es nur schwach ist, den Lehm hart und fest macht, wenn es aber mit Uebermacht eindringt, schmilzt und flüssig macht. Umgekehrt pflegt und erregt der Beginn der guten Jahreszeit hitzige Fieber, mit dem Vorrücken der Jahreszeit aber nehmen sie wieder ab und hören auf. Was hindert also anzunehmen, daß auch der Geist, wenn er durch die naturgemäße Wirkung des Weines verwirrt und leidenschaftlich aufgeregt ist, durch übermäßige Steigerung des Trinkens wieder zur Ruhe und Ordnung kommt? Fängt ja auch die Nießwurz ihre reinigende Wirkung damit an, daß sie den Körper angreift, gibt man sie aber in kleinerer Quantität als

gewöhnlich, so greift sie zwar den Körper an, aber reinigt ihn nicht. Manche verfallen, wenn sie Mittel zur Einschläferung in kleineren Gaben nehmen als vorgeschrieben ist, in große Unruhe; nehmen sie aber mehr davon, so verfallen sie in Schlaf. Es ist deßhalb erklärlich, daß auch die Verwirrung des halb Betrunkenen, wenn sie den höchsten Grad erreicht, wieder abnimmt, und daß der Wein dazu behülflich ist. Denn wenn der Wein in großer Menge in den Körper einfließt, so versengt und verzehrt er das rasende Wesen der Seele. Und wie der Klaggesang und die Trauerflöte im Anfang Leid erregt und Thränen auspreßt, dann die Seele zum Mitleid bewegt und so allmählich den Kummer vertreibt und abtödtet, ebenso kannst du es auch beim Weine sehen, daß er, wenn er die Kraft und Leidenschaft heftig aufschüttelt und aufreizt, sie auch wieder herabstimmt und den Geist in Ordnung bringt, so daß er, je weiter er über die Trunkenheit hinauskommt, immer ruhiger wird.

Neunte Frage:

Warum trinkt man zu fünf oder drei und nicht zu vier Theilen? *)

1. Als ich so gesprochen, rief Aristion nach seiner Gewohnheit mit lauter Stimme: So ist also dem gerechtesten und volksfreundlichsten Maß, das eine nüchterne Zeit, wie einen Tyrannen, lange Zeit verbannt hatte, die Rückkehr wieder gestattet! Denn wie die theoretischen Kenner der Accorde der Lyra **) behaupten, das Verhältniß

*) Es ist das Verhältniß der Mischung des Weines mit dem Wasser gemeint.

**) D. h. die Kenner der theoretischen Musik, welche die Töne auf der Tonleiter nach den verschiedenen Harmonieen abmißt.

(Intervall) von zwei zu drei gebe den Quintaccord, das Verhältniß von eins zu zwei den Octavaccord, die Quarte dagegen, der unklarste Accord, beruhe auf dem Verhältniß von drei zu vier; ebenso haben auch die Kenner der dionysischen Harmonie drei Accordsverhältnisse des Weines zum Wasser wahrgenommen, nämlich die Quinte, die Terze und die Quarte: sie sagen und singen nämlich:

man trinke fünfe oder drei, doch viere nicht.

Die Fünfe nämlich beruht auf dem anderthalbigen Verhältniß, wo drei Theile Wasser mit zwei Theilen Wein gemischt werden, die Drei auf dem zweifachen, wo zwei Theile Wasser zu Einem Theil kommen; die Vier dagegen ist, wenn man zu einem Theil Wein drei Theile Wasser gießt, und beruht auf dem Verhältniß von vier Dritteln — gewiß ein nüchterner und ungefährlicher Trunk, wie er für die wohlweisen Archonten im Prytaneum oder für Dialektiker paßt, welche die Augenbraunen in die Höhe ziehen *), wenn sie das Umschlagen der Ansichten erwägen. Unter den anderen Mischungsarten führt die von zwei zu eins eben jenen Grad von verwirrender und halber Betrunkenheit herbei, welcher

des trägen Sinnes Saiten in Bewegung setzt.

Denn sie läßt weder nüchtern bleiben, noch völlig sinnlos werden; die von zwei aber ist die harmonischste, denn sie ist durchaus Schlaf bringend und Sorgen stillend und gleicht jener Hesiodischen Abwehrerin des Verderbens und Stillerin der Kinder, die unsere rohen und unanständigen Affekte in tiefe Stille und Ruhe hüllt.

2. Auf dieß entgegnete Niemand dem Aristion, denn man sah, daß er nur scherzte, sondern ich forderte ihn auf, einen Becher zur Hand zu nehmen und ihn wie eine Leier in die belobte Stimmung und Harmonie zu bringen. Da kam der Diener und schenkte ihm den Wein ein. Allein er wollte nicht daran und sagte mit Lachen, er sei nur ein theoretischer und kein ausübender Musiker. Mein Vater aber fügte zu dem Bisherigen noch hinzu, es scheine ihm, daß man in alter Zeit dem Zeus zwei Ammen, die Ite und Adastrea, der Hera aber nur eine, die Euböa, dem Apollo allerdings auch zwei, die Ale-

*) D. h. eine ernsthafte Miene machen.

theia und Korythaleia, dem Dionysus dagegen noch mehrere zugetheilt habe, weil man diesen Gott durch mehrere Maße der Nymphen *) entwildern und veredeln müsse, um ihn zahmer und vernünftiger zu machen.

Zehnte Frage:

Warum geräth das Fleisch durch das Mondlicht mehr in Fäulniß als durch das Sonnenlicht?

1. Euthydamus von Sunium **) ließ, als wir bei ihm zu Gaste waren, ein sehr großes Wildschwein auftragen. Als nun die Gäste sich darüber verwunderten, sagte er, es sei ihm ein noch viel größeres auf dem Transporte durch den Mondschein verdorben worden, und er sei über die Ursache ganz im Unklaren, da es als natürlich erscheine, daß die Sonne vermöge ihrer größeren Wärme eher als der Mond das Fleisch in Fäulniß bringe. Da bemerkte Satyrus: Dieß ist nicht einmal das größte Wunder, sondern noch wunderbarer ist was die Jäger thun. Denn wenn sie ein Wildschwein oder einen Hirsch erlegt haben und ihn aus weiter Entfernung in eine Stadt schicken, so schlagen sie einen ehernen Nagel hinein, um es vor der Fäulniß zu schützen.

2. Als wir nun mit der Mahlzeit fertig waren, und Euthydamus seinen Zweifel noch einmal in Erinnerung brachte, bemerkte der Arzt Moschion, die Fäulniß sei eine Zersetzung und Ausfließung des Fleisches, das durch die Verwesung flüssig werde, und überhaupt werde alles Faulende naß. Jede milde und gelinde Erwärmung bringe die Flüssigkeit in Bewegung und in Lauf, wenn aber die Erwärmung eine heiße sei, so trockne umgekehrt das Fleisch aus; und hieraus ergebe sich nun der Grund, den man suche, denn der Mond mit seiner geringen Wärme löse die Körper in Flüssigkeit auf, die Sonne aber mit ihrer feurigen Wärme ziehe vielmehr die Feuchtigkeit aus den Körpern heraus. Dem entsprechend habe auch Archilochus ganz naturgemäß gedichtet:

*) D. h. durch ein größeres Quantum Wasser.

**) Eine attische Gemeinde.

Hoffentlich wird Viele ihrer dörren aus der Sirius
Durch sein glühend Strahlen;

und noch deutlicher habe es Homer gesagt, wo er erzählt, Apollo habe einen beschattenden Nebel über den gefallenen Hektor hergezogen,

— daß Helios mächtige Glut nicht
Erst an den Sehnen das Fleisch ausdörrete und an den Gliedern.*)

Daß aber der Mond viel unwirksamere Strahlen von sich gibt, sagt Jon:

Denn durch sie wird die schwarze Traube nicht gereift.

3. Darauf bemerkte ich: Alles dieses hat seine Richtigkeit, nur darf man das Ganze nicht aus der Quantität und dem Mehr oder Weniger der Erwärmung erklären; sehen wir ja, daß auch die Sonne im Winter weniger wärmt und daß im Sommer die Leichen stärker faulen, was gerade umgekehrt sein müßte, wenn die Fäulniß von einer schwachen Erwärmung herkäme; nun verderbt aber die Hitze das Fleisch um so schneller, je mehr sie zunimmt. Also setzt auch der Mond die Leichname nicht durch seinen Wärmemangel und seine Kraftlosigkeit in Fäulniß, sondern man muß den Grund davon vielmehr in der eigenthümlichen Beschaffenheit der von ihm ausgehenden Strömung suchen: denn daß nicht jede Wärme die gleiche Beschaffenheit habe und sich nur durch das Mehr oder Weniger von anderen unterscheide, sondern daß es sehr viele Wirkungsarten des Feuers gebe, welche einander gar nicht gleichen, liegt auf der Hand. So bearbeiten die Goldschmiede das Gold mit einer von Spreu erzeugten Flamme, und die Aerzte erwärmen die Heilmittel, welche sie verkochen, mit einem Feuer von Weinreben; und das Tamariskenholz gilt für das beste zum Erweichen und Formen des Glases; das Oelbaumholz thut dem Körper bei Schwitzbädern gut, für Badestuben aber ist es nachtheilig, weil es, wenn man darunter ein Feuer von ihm anmacht, das Sparrwerk und die Grundmauern beschädigt. Deßhalb dulden umsichtige Marktmeister nicht, daß die Pächter Oelbaumholz dazu verwenden, noch Lolch in die Feuerung unter die Kesseln werfen, weil die daraus aufsteigenden Dämpfe den Badenden Kopfschmerzen und Schwindel erre-

*) Il. XXIII, 190 f.

gen. Man darf sich daher nicht wundern, daß der Mond und die Sonne verschieden wirken, sofern die Strömung der letzteren austrocknend, die des ersteren auflösend auf die Feuchtigkeit im Körper wirkt. Daher nehmen sich auch die Ammen sehr in Acht, kleine Kinder nicht gegen den Mond hinzuhalten, denn diese sind voll Feuchtigkeit, wie das grüne Holz, und können leicht Krämpfe und steife Glieder bekommen. Ferner sehen wir, daß Die, welche im Strahl des Mondes geschlafen haben, nur mit Mühe aufzustehen vermögen, wie wenn ihre Sinne betäubt und gelähmt wären. Denn die vom Monde ausstrahlende Feuchtigkeit macht den Körper schwer. Man sagt auch, er helfe, wenn es Vollmond sei, zu leichteren Geburten, weil er durch die Lockerung der Feuchtigkeit die Wehen lindere. Daher, glaube ich, kommt es auch, daß man die Artemis, welche nichts Anderes als der Mond ist, auch Locheia und Eileithyia nennt. So sagt der Dithyrambiker Timotheus ausdrücklich:

Durch die Bläue des Sternengewölbes,
Und des hurtiggebärenden Mondes.

Die Wirkung des Mondes ist übrigens auch an seelenlosen Körpern sichtbar. So verwerfen die Bauleute das zur Zeit des Vollmonds gefällte Holz, weil es zu weich ist und wegen seiner Feuchtigkeit schnell verfault; die Landwirthe ferner beeilen sich, ihren Waizen am Ende des Monats von der Tenne wegzubringen, *) damit er hart bleibe und längere Zeit halte, während der Waizen, welcher beim höchsten Stande des Mondes heimgebracht wird, durch die Feuchtigkeit erweicht wird und schnell verdirbt. Man behauptet auch, das Waizenmehl gehe zur Zeit des Vollmonds besser auf; denn wenn man auch weniger Sauerteig als gewöhnlich dazu nehme, so bringe dieser doch durch Auflockerung und Zersetzung den Mehlteig in gleich große Gährung. So ist auch der Vorgang beim Faulen der Leichen nichts Anderes als daß sie, wenn der sie zusammenhaltende Lebensgeist in Feuchtigkeit umschlägt, verdunsten und schwinden. Die gleiche Erscheinung sehen wir auch an der Luft, denn sie wirft den meisten Thau zur Zeit des Vollmondes, weil sie von diesem zersetzt wird; wie denn auch der

*) Das Getreide wurde auf einer auf freiem Felde angelegten Tenne gedroschen.

lyrische Dichter Alkman den Thau als eine Tochter der Luft und des Mondes zu bezeichnen scheint, wo er sagt:

> Was nur nähret der Thau, Tochter des Zeus *)
> Und des Mondes.

So wird durch Gründe aller Art bezeugt, daß das Mondlicht eine verwässernde und erweichende Wirkung übe. Wenn also ein eherner Nagel, den man einschlägt, das Fleisch vor der Fäulniß bewahrt, so muß er eine zusammenziehende **) Kraft an sich haben; denn die Aerzte wenden gegen ähnliche Fälle Grünspan als Heilmittel an, und man erzählt, daß der Aufenthalt in den Erzgruben den Augen sehr zuträglich sei, und die Augenwimpern Denen, welche sie verloren haben, wieder wachsen, weil der Staub, welcher vom Kupfererze abgeht und sich unbemerkt auf die Augenlider setzt, den Ausfluß hemmt und die Thränen durch anziehende Säure auftrocknet. Dieß soll auch der Grund sein, warum Homer das Erz Männer stärkend und funkelnd nennt. Und Aristoteles sagt, auch die Wunden von ehernen Lanzenspitzen und Säbeln seien nicht so schmerzend und leichter zu heilen als die von eisernen Waffen, weil das Erz eine gewisse Heilkraft an sich habe und diese auf der Stelle in den Wunden zurücklasse. Daß nun das Adstringirende Demjenigen, was Fäulniß erregt, und das Heilende dem Zerstörenden entgegenwirkt, ist unzweifelhaft, wenn man nicht etwa annehmen will, daß der Nagel in Folge seines Durchtreibens die Feuchtigkeit an sich ziehe und diese fortwährend nach der verwundeten Stelle andringe. Deßhalb soll man auch an dieser Stelle etwas wie Blutstriemen und Flecken sehen; und es wäre dann auch nicht unwahrscheinlich, daß das übrige Fleisch gesund bleibt, weil alles Schädliche an jener Stelle sich ansammelt.

---

*) Diesem werden die Lufterscheinungen zugeschrieben. Derselbe Vers etwas vollständiger in der Schrift über das Gesicht im Monde, c. 25 und Quaest. Nat. 24. Uebrigens ist der Thau im Griechischen weiblich (Ersa).

**) Adstringirende.

Druck der J. B. Metzler'schen Buchdruckerei in Stuttgart.